7-7660

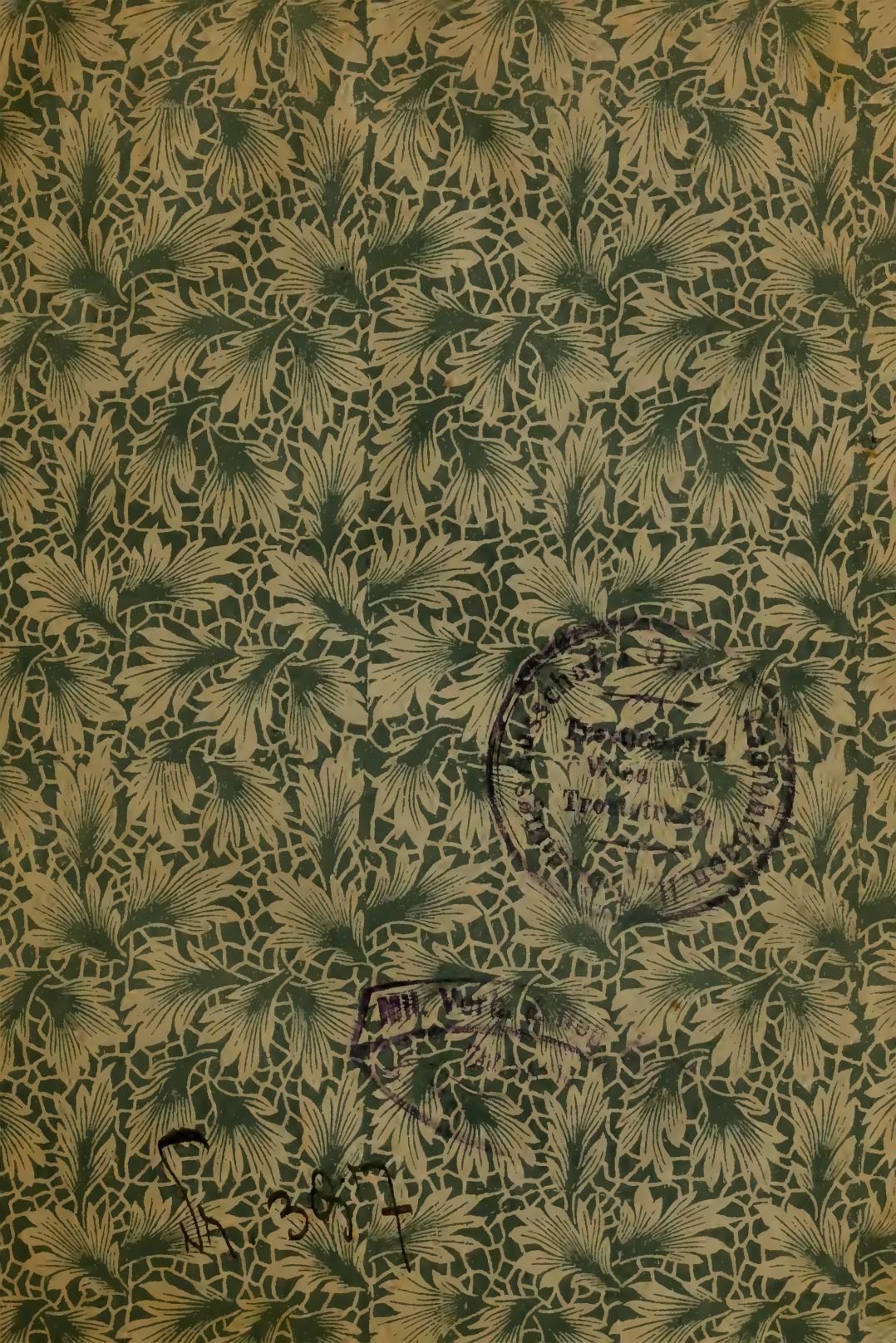
Heinrich Scheu
Erinnerungen

Wiener Volksbuchhandlung
Ignaz Brand & Co., Wien VI.
Gumpendorferstraße Nr. 18

~~0063~~

Mil. York & Gen. Dist.

No. 397



Heinrich Scheu

Erinnerungen

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung

MILITÄRVERBAND der REPUBLIK ÖSTERREICH
Ortsgr. Wien und Nieder-Österreich

Mil. Verb. d. Rep. Ö.
Zahlstelle
X. Trostkaserne
397

Bildungsausschuß d. Österr. Radfahrbaon II.
Trostkaserne
Wien X.
Troststraße.

Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co., Wien V,
Gumpendorferstraße 18 „Vorwärts“, Wien V

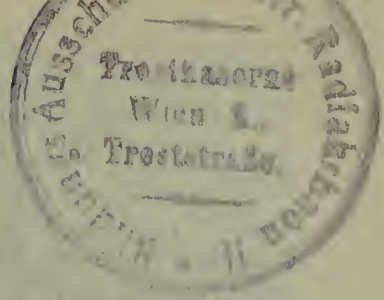
Vorwort.

Ich habe die folgenden Erinnerungen im Frühling des Jahres 1908 niedergeschrieben. Sie waren als Feuilleton gedacht und für die Wiener „Arbeiter-Zeitung" bestimmt, sind aber dann für einen Neudruck der Verhandlungen des Wiener Hochverratsprozesses vom Sommer 1870 zurückgestellt worden*). Meine Aufzeichnungen über jene bewegte Zeit von 1870 und 1871 machen keinen Anspruch auf besonderen geschichtlichen Wert. Die wichtigsten Ereignisse, von denen ich erzähle, kann man in den Druckschriften jener Jahre, in Zeitungen und Broschüren, besonders aber im Verhandlungsbericht des Hochverratsprozesses finden. Die bekannten Begebenheiten in einen logischen Zusammenhang zu bringen und durch eine Schilderung der verschiedenen Strömungen und inneren Vorgänge in der Partei ins richtige Licht zu setzen, das war vor allem der Zweck meiner Arbeit. Sie soll nichts anderes sein, als das Erlebnis eines Mitkämpfers aus jenen Tagen, ein lebendiges Stimmungsbild, das zum Verständnis der Jugendgeschichte der österreichischen Arbeiterbewegung beiträgt. Wenn die Schilderung der Kämpfe, die die Alten durchzumachen hatten, den Jungen ein neuer Ansporn zum Kampfe für unsere große Sache wird, um so besser!

Zürich, im Frühling 1912.

Heinrich Scheu.

*) „Vor vierzig Jahren." Der Wiener Hochverratsprozeß, neu herausgegeben und ergänzt durch persönliche Erinnerungen von Heinrich Scheu. Mit Einleitung und Nachwort von Dr. Karl Renner. Wiener Volksbuchhandlung 1912.



I.

Es war im Winter des Jahres 1869/70. Ich hatte mein Zelt in Leipzig aufgeschlagen und lebte dort weniger meinem Berufe, als einem heißhungrigen Studium sozialer Fragen, in das ich mich mit dem Feuereifer der Jugend gestürzt hatte. Draußen an der Stadtgrenze, wo die Straßen ins Grüne verliefen, war ich in einem Häuschen der Wiesenstraße untergekommen. Es führte das Schild „zum letzten Heller", was bei meinen mageren Finanzen etwas anzüglich war, im übrigen aber wie für mich geschaffen schien. Der Lärm der Großstadt drang nicht bis hierher, ja man konnte sich weit weg von ihm wähnen. Von den Fenstern meiner Stube sah ich über große Wiesen hinweg nach der „Nonne", einem Walde, der sich im Südosten der Stadt von Lindenau gegen Plagwitz und Zschocher hinzog. Hier hatte ich alles, was ich brauchte. Ruhe und anregende, immer wechselnde Stimmungen der Natur, von der goldig strahlenden Welt des Spätherbstes bis zur Melancholie der winterlichen Schneegefilde mit ihren erdrückenden Nebelmassen und endlosen Krähenschwärmen. In meinem Berufe war ich — ich muß offen gestehen — gerade nicht angestrengt tätig. Ich hatte gute Arbeit im Hause und konnte davon bekommen, so viel ich wollte. Aber ich arbeitete nicht mehr, als zu meinem Lebensunterhalt just nötig war. Der Erwerbssinn war immer schwach in mir entwickelt, und in jener Zeit interessierten mich ganz andere Dinge, als der Holzschnitt. Früh morgens ging ich auf die Universität, um Professor Roscher zu hören, der als gewaltige Leuchte in der Nationalökonomie galt, und abends saß ich schon zeitig,

besonders an dunklen Tagen, über meinen Büchern, die mich festhielten, bis in die tiefe Nacht, ja manchmal bis in den anbrechenden Tag hinein. Marx, Engels, Lassalle, Stuart Mill, Proudhon, Lorenz v. Stein, Feuerbach, Büchner, alles, was in der Bibliothek des Arbeiter-Bildungsvereines an bedeutenden oder interessanten Schriften aufzutreiben war, wurde von mir gierig verschlungen. Ich fürchte freilich, daß mein Bildungsdrang stärker war, als meine Fähigkeit, das Gelesene aufzunehmen. Allein ich war glücklich in meinem Streben und einiges von all dem blendenden Reichtum, der sich vor mir ausbreitete, ist mir ja doch in Fleisch und Blut übergegangen und hat mein Leben bestimmt. Ich ging aber nicht völlig in meinen Büchern auf. Ich war auch in der Arbeiterbewegung tätig und hatte bei meinen ersten Steh- und Gehversuchen keine geringeren Lehrmeister als Bebel und Liebknecht. Mein Bruder Andreas hatte mich, als er im Herbst vom Eisenacher Kongreß über Leipzig kam, bei ihnen eingeführt und der junge Rekrut war freundlich aufgenommen worden. Bebel betrieb eine kleine Drechslerwerkstätte in einem Hinterhause der Petersstraße. Der Pflug, von dem man Cincinnatus weggeholt haben will, ist wahrscheinlich ein Gebilde der Sage; die Drehbank Bebels dagegen ist ein historisches Möbel. Liebknecht wohnte draußen in der Zeitzervorstadt in materiell sehr gedrückten Verhältnissen. Die Partei war damals noch so arm, daß sie ihre Vorkämpfer und Lehrer nicht von der Sorge ums tägliche Brot schützen konnte. Im Arbeiter-Bildungsverein, demselben, an den Lassalle sein historisches „Antwortschreiben" gerichtet hatte, und dem Bebel als Präsident vorstand, wurde ich bald nach meinem Eintritt zum Schriftführer gewählt. Die Mehrheit des Vereines hatte sich seit den Kongressen von Nürnberg und Eisenach zum Sozialismus entwickelt und die kleine Minderheit, die noch mit Schulze-Delitzscher Weisheit hausieren ging, hatte keine rechte Führung und machte uns nur wenig Beschwer. Dagegen tobten um so heftigere Kämpfe zwischen uns und unseren Blutsverwandten, den Mitgliedern des Allgemeinen

deutschen Arbeitervereines. Sie behandelten die Gründung der sozialdemokratischen Partei in Eisenach als einen unlauteren Wettbewerb und waren in den Mitteln der vermeintlichen Abwehr nicht gerade wählerisch. Da sie uns in Leipzig an Zahl überlegen und zudem von einem systematisch gepflegten Fanatismus besessen waren, hatten wir uns oft in öffentlichen Versammlungen buchstäblich unserer Haut zu wehren und wußten nicht immer mit Sicherheit zu sagen, ob wir zu Fuß oder auf andere Art aus dem Versammlungslokal auf die Straße gekommen waren. Man kann heute ohne Bitterkeit dieser Dinge gedenken. Die feindlichen Brüder haben sich ja sehr bald nach jener Zeit gefunden und in Gotha den Grundstein zu unserer großen deutschen Partei gelegt. Unsere blauen Augen — blutige Köpfe gab's nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten — erscheinen jetzt wie dekorative Begleiterscheinungen jener Kämpfe.

Eine krasse Undankbarkeit wäre es, wenn ich hier nicht Professor Roscher das Zeugnis ausstellte, daß er nicht wenig zur Festigung meiner sozialistischen Ueberzeugung beigetragen hat. Ich war nicht als Hörer bei ihm eingeschrieben. Meine Mittel erlaubten mir einen solchen Aufwand nicht. Zudem hätte man einen verdächtigen Gesellen meiner Art kaum zugelassen. Ich war also — wollte ich meinen Wissensdrang nicht verkümmern lassen — wohl oder übel gezwungen, seine Vorlesungen zu „schinden". Um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen, war ich auf eine eigene Taktik verfallen. Ein paar Minuten vor Beginn jeder Vorlesung erging ich mich im Hof des Universitätsgebäudes. Wenn dann das verstaubte Männlein mit seinen dicken Büchern und Heften gravitätisch daher kam, folgte ich errötend seinen Spuren die Treppe hinauf, betrat fast gleichzeitig mit ihm den Hörsaal und stieg, so nahe wie möglich der Tür, in die hinterste Bank. Einer der zuletzt Kommenden bei Beginn der Vorlesung, war ich am Schlusse der erste wieder auf der Treppe. So entging ich einem solennen Hinauswurf, und andere Gefahren drohten mir ja nicht. Denn die ökonomischen Lehren des Professors konn-

ten mich nicht anfechten. Ich war trotz aller Wißbegierde kein autoritätsgläubiger Schüler, sondern kam im Gegenteil mit jugendlicher Unfehlbarkeit gepanzert, als kritischer Hörer, der alle wirklichen und vermeintlichen Widersprüche des Dozenten mit großem Behagen festnagelte und aus allen Lücken seiner Beweisführung immer neue Nahrung für seine eigene Ueberzeugung sog. Dafür nur ein Beispiel. Der internationale Kongreß in Basel hatte die bekannten Beschlüsse in der Grund- und Bodenfrage gefaßt, die in der jungen Partei aus Opportunitätsgründen vielfach angefochten wurden. Auch ich war von der Kontroverse nicht ganz unberührt geblieben und stand in diesem Kapitel auf schwankem Boden. Roscher hat mir alle Zweifel an der Richtigkeit der Baseler Beschlüsse gründlich benommen. So beweglich er den Jammer der kleinbäuerlichen Landwirtschaft schilderte, ebenso anschaulich machte er die völlige Impotenz der liberalen Wissenschaft, mit Reformen und Reförmchen dem Uebel abzuhelfen. Als er dann gar in seiner ledernen Art mit seichten und ausgepeitschten Einwänden gegen die Baseler Beschlüsse zu Felde zog, da war ich für immer von ihrer logischen Unanfechtbarkeit überzeugt.

So teilte ich mein Leben zwischen meinem Beruf, der Parteibewegung und den erwähnten bescheidenen Studien, als eines schönen Tages — es war am 2. März 1870 — dies beschauliche Dasein durch ein Telegramm meines Bruders Josef aus Wien ein plötzliches Ende nahm. Es hatte für mich einen folgenschweren Inhalt. Unser Bruder Andreas, der damals den „Volkswillen" in Wien redigierte, war mit Oberwinder, Most, Papst und Perrin unter der Anklage des Hochverrats verhaftet worden. Ich sollte sofort nach Wien kommen, um die Redaktion zu übernehmen.

Kam die Nachricht für mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so hatte sie an und für sich eigentlich nichts Ueberraschendes. Herr Giskra, der Spiritus rector des sogenannten Bürgerministeriums, hatte seit seinem Amtsantritt zu Neujahr 1868 eine systematische Verfolgung der Arbeiterbewegung betrieben, die sich durch rücksichtslose Ge-

VERBAND ... REPUBLIK ÖSTERREICH
Ortsgr. Wien
und
Niederösterreich

waltakte auszeichnete. Ich sage systematisch, denn Verfolgungen waren der jungen Bewegung nie erspart geblieben. Ihre ersten Regungen fallen in das Jahr 1866. Nach unseren schweren Niederlagen auf den Schlachtfeldern Böhmens, wo nach der landläufigen Auffassung der preußische Schulmeister Sieger geblieben war, in Wirklichkeit aber das industriell entwickeltere Land das rückständigere, der kulturell höher stehende Staat den Polizei- und Pfaffenstaat geschlagen hatte, wird's lebendig in der österreichischen Arbeiterschaft. Außer einem Fortbildungsverein und einem Unterstützungsverein für Buchdrucker gab es bis dahin keinen Arbeiterverein modernen Gepräges. Nachdem im Herbst 1866 die Gründung eines Fortbildungsvereines für Handwerker schlankweg untersagt worden war, petitionierten die Arbeiter der Nord- und Elisabeth-Bahn sowie die Arbeiter von Wiener-Neustadt bei der Regierung um den Erlaß eines freien Vereins- und Versammlungsgesetzes. Der sich steigernden Bewegung war auf die Dauer nicht Widerstand zu leisten, und am 15. November 1867 erblickte ein Vereins- und Versammlungsgesetz das Licht der Welt, das zwar nichts weniger als „frei" war, im Gegenteil, einen § 6 enthielt, mit dem man alle unbequemen Vereine als „staatsgefährlich" vernichten konnte, das aber doch einen Fortschritt bedeutete und den Boden zur Gründung ungefährlicher Verbindungen abgab. Die Arbeitervereine schossen denn auch wie Pilze aus der Erde, und im selben Monat wurden die Statuten des Wiener Arbeiter-Bildungsvereines genehmigt, der sich rasch zum Mittelpunkt der Bewegung entwickelte. Die Frage, ob die Vereine nach den liberalen Grundsätzen der sogenannten Selbsthilfe oder mit sozialdemokratischer Tendenz geführt werden sollten, wurde in Oesterreich viel rascher und gründlicher erledigt als irgendwo. Mit der unseren Leuten eigenen Begeisterung erklärten sie sich nach einigen Vorgefechten in einer Riesenversammlung am 12. Jänner 1868 endgültig für Lassalle gegen Schulze-Delitzsch. Die Anhänger der Selbsthilfe, die sich von ihrer Niederlage nicht mehr erholen konnten, wurden von Dr. Menger geführt, während auf

unserer Seite in erster Linie Oberwinder und Hartung als Führer zu nennen sind, zwei reichsdeutsche Lassalleaner, welche schon in Deutschland an der Bewegung teilgenommen hatten. Wieder ein Beweis, daß Bürgermeister und Senat von Krähwinkel nicht so unrecht hatten, als sie Ausländer und Fremde für den „Geist der Rebellion" verantwortlich machten. Mit dem war's übrigens nicht so weit her. Nicht alle, die sich Lassalleaner nannten, waren deshalb auch bewußte Sozialdemokraten oder gar Revolutionäre. Das Programm des Arbeiter-Bildungsvereines war, dem neuen Gesetz entsprechend, ein sehr gemäßigtes. Es enthielt neben den Bildungsbestrebungen die Propaganda für die Gründung von Produktivgenossenschaften, Kranken- und Invalidenkassen und dergleichen. Allerdings wird auch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht angestrebt, jedoch unter ausdrücklichem Ausschluß jeder, besonders der sogenannten „hohen Politik". Dem Programm entsprach die loyale Haltung des Vereines, welche sich im Gönnertum hoher und höchster Herrschaften spiegelte, die der jungen Organisation mit Geschenken ermunternd unter die Arme griffen. Das waren die Flitterwochen einer Mesalliance, die nicht lange dauern konnte. Im Maße, in dem die Bewegung erstarkte und einen bestimmten Klassencharakter annahm, schwand das Wohlwollen der Gönner und machte einer Verfolgung der Führer Platz, die mit dem Advent des Bürgerministeriums in ein akutes Stadium trat. Giskras unheilvolle Regierung kennzeichnet sich durch eine schmähliche, impotente Politik, schmutzige Finanzoperationen und einen glühenden Haß der Arbeiterbewegung, der seine Wurzel in einer fabelhaften Beschränktheit des Mannes in sozialen Dingen hatte. Er glaubte, die Arbeiterbewegung mit Polizei und geflügelten Worten, wenn nicht aus der Welt, so doch aus Oesterreich schaffen zu können. „Die soziale Frage hört in Bodenbach auf." — „Wir wollen kein Genf in Wien haben." — „Das allgemeine Wahlrecht kann nie in Oesterreich eingeführt werden!" Das war das Alpha und Omega seiner staatsmännischen Weisheit. Aber die Geschichte achtet nicht der Macht-

sprüche der Herrscher; sie vollzieht sich mit der ehernen Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Die soziale Bewegung hat nicht an der österreichischen Grenze halt gemacht, Wien ist ein ungleich bedeutenderer Mittelpunkt der Arbeiterbewegung geworden als Genf, und das allgemeine Wahlrecht ist heute eine Tatsache.

Und als sich die Bewegung mit elementarer Gewalt Bahn brach, versuchte der beschränkte Mann sie mit Polizeimaßregeln und Rechtsbeugungen aufzuhalten. Das Komitee des am 30. August 1868 in Wien abgehaltenen neunten Arbeitertages, der von Delegierten aus den Provinzen beschickt war und ein gemäßigtsozialistisches Programm aufgestellt hatte, wurde aufgelöst und die Verfolgung seiner 13 Mitglieder angeordnet. Die Arbeiter ließen sich dadurch nicht einschüchtern. Im April 1869 erschien die „Volksstimme" unter der Redaktion von Hartung und Oberwinder, und die Bewegung hatte nun ein Organ, die kämpfenden Arbeiter eine Fahne. Es war ein kleines Blatt, das nur zweimal im Monat erschien, aber geschickt und tapfer geschrieben war und der Regierung große Beschwerde verursachte. Der Sommer verging unter lebhafter Agitation und einer ihr entsprechenden gesteigerten Verfolgung. Da nahm die Regierung den Eisenacher Kongreß, der von vier österreichischen Delegierten, nämlich Andreas Scheu, Oberwinder, Neumeyer und Mühlwasser besucht war, zum Anlaß, die österreichischen Sozialdemokraten mit einem Federstrich außer das Gesetz zu stellen. Der Statthalter von Niederösterreich untersagte die Gründung eines sozialdemokratischen Vereines in Wiener-Neustadt, weil die Partei notorisch Zwecke verfolge, „deren Realisierung mit den Institutionen des österreichischen Kaiserstaates unvereinbar" seien, und Giskra bestätigte nicht bloß diese Begründung, sondern machte sie in einem Erlaß vom 29. September 1869 zur Richtschnur für Polizei und Behörden. Die Partei war damit geächtet. Die Empörung des Volkes über den schandbaren Akt, der einer Aufhebung des Vereins- und Versammlungsrechtes gleich kam, stieg aufs höchste und kam in der Riesendemonstration vom 13. Dezember 1869 zum Aus-

druck. Zwanzigtausend Arbeiter erschienen in geordneten Zügen vor dem Parlamentsgebäude und verlangten energisch ihre Rechte. Eine Deputation von zehn Vertrauensmännern wurde zum Ministerpräsidenten Taaffe gesandt, um ihm die Forderungen der Arbeiter — vor allem allgemeines Wahlrecht, Koalitionsrecht, Vereins- und Versammlungsrecht — zu unterbreiten. Das offizielle Wien und das Bürgertum waren vor Schrecken wie gelähmt. „Was Sie da machen, ist Revolution", sagte der schlotternde Staatsmann zu den drei Arbeitern, die man vorgelassen hatte. Und es war eine Revolution, deren Einsetzen an jenem denkwürdigen Tage offenbar wurde. Nicht im Sinne der Spießer und Polizeiseelen, sondern eine Revolution der Geister, ein Erwachen des Proletariats zum Bewußtsein seiner Macht und seiner Menschenrechte. Das. waren nicht mehr die „gemütlichen" Sklaven, die im „fidelen Heurigen" ihr Elend zu ertränken suchten. Das war ein neues, höchst ungemütliches Geschlecht, welches an diesem Tag die geschichtliche Bühne betrat. Wien hörte zum erstenmal den dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone als Ouverture eines weltgeschichtlichen Schauspiels, das mit dem Triumph der Arbeit enden muß.

Die stumpfsinnigen und feigen Gewaltmenschen in der Regierung sahen und hörten aber etwas ganz anderes. Die demonstrierenden Arbeiter waren für sie rebellisches Gesindel, das man mit starker Hand niederhalten mußte. Während man im Abgeordnetenhaus schon am nächsten Tag ein Koalitionsgesetz vorlegte, verhaftete man am 21. Dezember die Mitglieder der Deputation, mit Ausnahme Hartungs, der sich der Verhaftung durch die Flucht entzog. — Aber der Staat war auch diesmal nur scheinbar und ganz vorübergehend gerettet. Die lästige „Volksstimme" war zwar mit der Flucht ihres Redakteurs eingegangen, aber schon Ende Jänner erschien unter der Redaktion von Andreas Scheu und Oberwinder ein neues Organ, der „Volkswille", wöchentlich, in größerem Format, und eher schärfer geschrieben als die „Volksstimme". Das war ein Strich durch die Rechnung Giskras, und er griff

abermals zu seinem Universalmittel, zur Gewalt. Die gegen die Teilnehmer an der Dezemberdemonstration angehobene Untersuchung hatte neben der Schuldlosigkeit der Verhafteten auch die peinliche Tatsache ergeben, daß bei dem Fang gerade die bedeutenderen und lästigeren Führer entwischt waren. Das Versäumnis konnte aber leicht gut gemacht werden. So holte man denn im Morgengrauen des 2. März die fünf Rädelsführer aus ihren Betten.

... „Komm' sogleich", hieß es in dem Telegramm, das mir die Hiobspost brachte. Komm' sogleich! Aus meiner stillen Welt der Ideale sollte ich plötzlich herausgerissen werden in die harte, kalte Wirklichkeit, in den lauten, tosenden Kampf der Parteien. An meiner Pflicht, dem Rufe zu folgen, zweifelte ich keinen Augenblick. Ob ich aber die Kraft, ob ich die Fähigkeiten hätte für die schweren Aufgaben, die vor mir lagen? Diese Frage war's, die mich nicht wenig beunruhigte. Aber Bebel und Liebknecht, denen ich das Telegramm vorlegte, ermutigten mich, und damit war mein Marschbefehl bestätigt.

Ich schnürte mein mageres Bündel und fuhr frohen Mutes meinem Schicksal entgegen. Ich hatte eine Aufgabe.

II.

Gleich am Morgen nach meiner Ankunft in Wien begab ich mich auf meinen Posten in die Redaktion. Mein Bruder Josef ging mit mir, um mich ohne Sang und Klang zu installieren und mir bei der Ordnung und Wiederaufnahme der Geschäfte an die Hand zu gehen. Das Redaktionslokal befand sich auf der alten Wiedener Hauptstraße, in einem häßlichen Zinshaus mit kleinen Wohnungen, und bestand aus einem einzigen Zimmer mit „separiertem" Eingang im zweiten Stock, dessen Fenster auf einen öden, geschlossenen Hof gingen. So selbständig die Partei im politischen Leben auftrat, hier war sie Afterpartei, und zwar bei der Witwe Kunigunde Strobl, die mit ihren zwei Töchtern die kleine Wohnung mit uns teilte. Die gute, treue Seele! Sie war keine „Genossin" und auch

sonst von keinen politischen und sozialen Grundsätzen belastet. Vom Sozialismus verstand sie kaum mehr, als die Polizeikommissäre, mit denen wir zu tun hatten, was etwas heißen will; aber sie hielt mit dem richtigen Empfinden, daß wir das Rechte wollten, zu uns, und war uns eine treue Helferin in guten wie in schlimmen Tagen. Der guten, waren freilich so wenige, daß ich sie weglassen könnte, wenn es der heilige Geist unserer Sprache erlaubte. Der Tag meiner Ankunft war für Frau Strobl offenbar einer von diesen wenigen; sie hatte nach den letzten Verhaftungen das schlimmste befürchtet, und die Freude, mit der sie uns begrüßte, war keine geheuchelte. Sie fand, ich sei dem Andreas „wie aus dem Gesicht geschnitten", und öffnete uns mit vielen Entschuldigungen das Redaktionszimmer, das sie aus Respekt vor der Polizei noch nicht aufgeräumt hatte. Offene Schubladen, durchwühlte und auf dem Boden verstreute Papiere zeugen vom Schalten der Ordnungsleute. Dazu war so schlechte Luft im Zimmer, daß ich sie noch zu riechen glaubte und schleunigst ein Fenster öffnete. Dann erst betrachtete ich mir das Gemach, das meine Wohnung, Redaktion und Expeditionslokal, Parteisekretariat und gelegentlich auch Beratungszimmer werden sollte. Einen guten Teil des Raumes füllten Ballen von Zeitungen und primitive Gestelle mit Broschüren und Büchern. Ein unförmlicher Kleiderschrank an der einen Wand, ein dürftiges Bett an der anderen, eine angestrichene tannene Kommode neben einer vorsintflutlichen Waschgelegenheit, mehrere Stühle und zwei Tische vollendeten das Inventar. Der eine der Tische war offenbar zur Expedition verwendet worden, der andere, der gegenüber dem Eingang vor einer Tür stand, diente als Schreibtisch. Nur d a s konnte die historische Oeffnung sein, durch welche Hartung am 21. Dezember entwischt war. Josef bestätigte meine Vermutung. Die Polizei hatte die Hausdurchsuchung beendigt, Hartung war angekleidet und scheinbar bereit, sich abführen zu lassen, als er plötzlich den Tisch von der Tür wegzog, diese ein wenig öffnete und wie ein Aal durch die Oeffnung schlüpfte. Darauf waren die Häscher nicht gefaßt.

Es dauerte einige Augenblicke, bis ihnen der Gedanke an die Möglichkeit aufdämmerte, daß die Tür auf eine Hintertreppe führen könnte. Das gab Hartung einen Vorsprung und — die Freiheit.

„Diese Tür führt also auf eine zweite Stiege?" fragte ich Josef.

Frau Strobl, die mit eingetreten war und sich schon lange durch schwer verhaltene Zeichen der Ungeduld zum Wort gemeldet hatte, gab mir nun mit sprudelnder Zungenfertigkeit und großer Genugtuung die Antwort.

„Ja, freili, denn warum — mir ham zwa Stiagn im Haus, mir gengan aber immer auf der vordern. Der Herr Hartung hat's wahrscheinlich schon lang g'wußt, daß ma da außi kann — denn warum — 's is ihm g'wiß net erst eing'fall'n, wie d' Polizei kommer is — aber d' Polizei hat's halt net g'wußt." Nachdem die Frau einmal begonnen hatte, war ihr Redestrom nicht mehr zu stauen. Sie fuhr lebhaft fort: „Wie der Kommissär gsegn hat, daß der Herr Hartung außi is, hat er d' Lampen gnommer und is ihm nachgrennt. In der G'schwindigkeit hat er si' d' Finger in der Tür einzwickt und mit 'n Lampenzylinder hat er si d' Nosen verbrennt." Sie konnte bei der Erinnerung an die Abenteuer des Ordnungsmannes das Lachen nicht unterdrücken. „I hab' alles g'hört und gsegn — denn warum — sie hab'n die Tür net ganz zug'macht." Dann wurde sie wehmütig und setzte hinzu: „Der Herr Oberwinder hat freili nimma da außi könner — denn warum — jetzt ham s' es g'wußt und am Mittwoch hams glei g'schaut, ob die Tür zugspirrt is."

Trotz der lebhaften Darstellung war mir die Sache noch nicht ganz klar.

„Wie ist denn Hartung zum Hause hinausgekommen?? wendete ich mich an Josef.

Aber Frau Strobl kam ihm wieder mit der Antwort zuvor:

„D' Haustür war ja offen," sagte sie in einem geheimnisvollen Flüsterton und mit weit geöffneten Augen —

„der Hausmaſter hat vergeſſen zuſpirrn — vielleicht hat er offen laſſen, daß d' Polizei wieder außi kann, oder vielleicht" — — ſie wagte den rebelliſchen Gedanken nicht auszuſprechen. Ich ſah Joſef fragend an. Der zuckte nur die Achſeln und ſagte: „Ich kenne den Hausmeiſter nicht näher. Aber du ſiehſt, ſie treiben ihr Handwerk pfuſcherhaft und finden beim Volk kein Verſtändnis für ihre Aufgaben."

Wir verabſchiedeten die geſprächige Wirtin und gingen an die Arbeit des Ordnens und Sichtens der Papiere. Viel war freilich nicht zu ordnen. Das meiſte war bei der Verhaftung Oberwinders von der Polizei weggeſchleift worden. Man hatte einen Hochverratsprozeß vor und wußte noch nicht, worauf man ihn aufbauen werde. Das Material mußte erſt zuſammengetragen werden und die niedrigen Subjekte, die mit dieſer Aufgabe betraut wurden, nahmen in ihrem Feuereifer lieber zu viel, als zu wenig. Daß ſie auch die harmloſeſten Sachen einpackten, wer will ihnen einen Vorwurf daraus machen? Harmloſigkeit iſt ein relativer Begriff, von dem ein Staatsanwalt grundſätzlich nichts wiſſen will. Sind doch die nichtigſten Wiſche im Hochverratsprozeß mit großem Pathos als Belaſtungsmaterial vorgeleſen worden! Die Biedermänner hatten alſo nicht bloß Bücher, Broſchüren und Briefe, ſondern auch Abonnentenliſte und Kaſſenbuch mitgehen laſſen. Joſef meinte, der Schaden wäre nicht groß — es müſſe ja doch wieder alles von vorne angefangen werden. Die kleine Abonnentenliſte — das meiſte wurde ja im Einzelverkauf abgeſetzt — konnte auch wieder konſtruiert werden. Viel bedenklicher war der Stand der Finanzen. In der oberſten Schublade der Kommode figurierte eine blecherne Schachtel als Kaſſe, in der ſich ein paar Scheidemünzen herumtrieben. Sie waren — wahrſcheinlich wegen ihrer Geringfügigkeit — nicht zu den Akten genommen worden. Das waren, wie mir Joſef ſagte, neben einigen Ausſtänden für verkaufte Nummern die Aktiven. Dagegen ſtand die Forderung der Druckerei für die letzte Nummer des „Volkswille". Großen Kredit hatten wir dort nicht, und der Zeitungsſtempel für eine kommende Nummer mußte dem

Fiskus pränumerando erlegt werden. Woher nehmen und nicht stehlen, das war die brennende Frage *).

Diese Geldnot war nicht eine augenblickliche und vorübergehende. Sie war im Gegenteil immer, von der Gründung der „Volksstimme" an, eine Begleiterscheinung unserer journalistischen Unternehmungen. Die „Volksstimme" war durch Dr. Ladendorf aus dem deutsch-republikanischen Fonds, vielleicht auch von anderer Seite unterstützt worden und deckte nie ihre Kosten. Mit der Flucht Hartungs war das Blatt eingegangen, aber schon fünf Wochen darauf durch den „Volkswillen" ersetzt worden, der in größerem Format und jede Woche erschien. Durch das wöchentliche Erscheinen wurde das Blatt stempel- und kautionspflichtig. Einen Kreuzer nahm der Staat schon vor dem Druck von jedem Exemplar und 4000 Gulden mußten als Bürgschaft für wohlanständiges Benehmen hinterlegt werden. Diese für unsere damaligen Verhältnisse horrende Summe war wieder zum Teil aus dem deutsch-republikanischen Fonds, zum Teil durch die Vermittlung Oberwinders von einem Bankier, Herrn Simon Deutsch, und dem Eigentümer der „Sonn- und Montagszeitung", Alexander Scharf, bezahlt worden. Wie diese beiden Herren dazu kamen, so bedeutende Summen für ein gut geschriebenes sozialdemokratisches Parteiblatt, ohne Gegenleistung, aufs Spiel zu setzen, ist mir heute noch ein Rätsel. Deutsch berief sich ja gern auf seine revolutionäre Jugend und seine republikanische Gesinnung, die durch einen erfolgreichen Opportunismus temperiert war, aber Scharf? Hat er wirklich aus purer Menschenfreundlichkeit — wie er im Hochverratsprozeß behauptete — zur Gründung des sozialdemokratischen Organs beigetragen? Ich will diese Frage dahingestellt sein lassen. Sie hat mich damals etwas beunruhigt, aber nicht lange. Die Hauptsache war ja doch, daß die Kaution vorlag, für die Partei und für mich ohne jede Bedingung, denn ich kannte die Geber ja nicht einmal persönlich. Nun fehlten

*) Die in Nr. 6 des „Volkswillen" enthaltene Mitteilung, es sei Aussicht vorhanden, daß das Parteiorgan in kürzester Zeit täglich erscheinen werde, war nichts als eine trotzige Antwort auf die Verhaftung der beiden Redakteure.

aber alle Betriebsmittel. Sechs Nummern des „Volkswille“ hatten erst das Licht der Welt erblickt, die Auflage war noch eine sehr geringe und der notwendige Zuschuß zu jeder Nummer ein beträchtlicher. Der Gedanke, die republikanischen und menschenfreundlichen Gönner des Blattes um Unterstützung anzugehen, war für mich von vornherein ausgeschlossen. Es blieb nur eine Lösung der Schwierigkeiten, wenn das Blatt weiter bestehen sollte, nur ein Ausweg aus der Geldnot, der — einmal gefunden — so einfach war, wie das Ei des Kolumbus. Die Partei hatte bis jetzt finanziell weder für die „Volksstimme“ noch für den „Volkswillen“ etwas getan. Beide Organe waren Unternehmungen der Redakteure, welche zwar energisch die Interessen der Partei vertraten, aber von ihr offiziell weder Unterstützung noch Kontrolle erfuhren. Das war ein unhaltbarer Zustand, der sich nur aus dem engherzigen Vereinsgesetz und seiner noch engherzigeren Handhabung durch die Polizei erklären ließ. Wie, wenn man das Blatt zum wirklichen Organ und Eigentum der Partei machte? Wenn man von ihr die Beschaffung der Geldmittel verlangte und ihr dafür Verwaltung und Kontrolle einräumte? Josef war mit einer solchen Lösung ganz und gar einverstanden, die Schwierigkeit bestand nur darin, die Partei als solche zu treffen und zu den nötigen Leistungen zu veranlassen. Sie war durch Ministerialerlaß in die Acht erklärt, durfte weder Vereine gründen, noch Versammlungen abhalten, noch weniger gleichgesinnte Organisationen zu einem Verband vereinigen. Nach reiflicher Ueberlegung kamen wir zum Schluß, daß nur auf die Fachvereine zu zählen war, die in der Gewerkschaftssektion des Arbeiter-Bildungsvereines ihr Zentralorgan besaßen. Sie allein hatten die Mittel und voraussichtlich die Neigung, dem Blatt zu Hilfe zu kommen. Und da es sich gerade traf, daß an jenem Tag eine Versammlung der Sektion stattfand, machte ich mich am Abend auf den Weg in die Magdalenenstraße, wo der Verein seinen Sitz hatte.

Der Staatsanwalt hat im Hochverratsprozeß aus der Gewerkschaftssektion Kapital geschlagen und sie als den revo-

lutionären Herd der ganzen Bewegung hingestellt. Nicht ganz mit Unrecht, wenn er auch manches schief und durch die Polizeibrille gesehen hat. In keinem Fall hat er ihre Bedeutung übertrieben. Von hier aus wurde tatsächlich die sozialdemokratische Bewegung nicht bloß Wiens, sondern auch aller deutschsprechenden Landesteile Oesterreichs geleitet, soweit von einer Leitung unter den damaligen Verhältnissen gesprochen werden kann. Hier wurde die Propaganda organisiert und die Delegierten und Redner für die Versammlungen bestimmt, nicht selten auch für solche, die in Steiermark oder Nordböhmen stattfinden sollten. Es war eine eminent politische Versammlung von Delegierten unpolitischer Vereine, die den engen Gesetzen und den Behörden zum Trotz für die Grundsätze der Sozialdemokratie eine energische und wirksame Propaganda entfaltete. Dagegen existierten die verbrecherischen und gewalttätigen Ziele, die sie verfolgt haben soll, nur in der üppigen Phantasie eines Staatsanwalts, der den Auftrag hatte, durch einen Hochverratsprozeß eine unbequeme Partei außer das Gesetz zu stellen.

Die 25 oder 30 Mann, die ich an jenem Abend traf, standen offenbar noch unter dem Eindruck der letzten Verhaftungen. Sie waren in einer ernsten, entschlossenen Stimmung, die an Feierlichkeit grenzte. Jeder wollte mir zum Gruß die Hand schütteln, und jeden Händedruck fühlte und nahm ich als ein Gelöbnis, auszuharren, was auch kommen möge. Meine Frage, ob sie mich als Redakteur haben wollten, war eine rein formelle. Freilich wollten sie mich — einstimmig, stürmisch, ohneweiters. Sie kannten meine Brüder Andreas und Josef und übertrugen kurzerhand das Vertrauen, das diese genossen, auf mich. Es wäre ihnen allerdings kaum eine Wahl geblieben. Der Verlust von 15 Führern — zehn im Dezember, fünf vor einigen Tagen — bedeutet für eine junge, verfolgte Partei einen gewaltigen Aderlaß, der nicht leicht zu verwinden ist. Und wenn auch nicht alle Verhafteten im strengen Sinne des Wortes Führer der Bewegung waren, so befanden sich doch alle diejenigen unter ihnen, welche diesen Namen ver-

dienten. Bis auf einen etwa, der wie durch ein Wunder der Razzia entgangen war: Konrad Groß, seines Zeichens Schriftsetzer, ein tüchtiger, erfahrener Mann, der bis dahin der Partei sehr gute Dienste geleistet hatte, sich aber in jener Zeit etwas zurückhielt. Auf die paar Bezirksdemokraten mit wirklichen oder eingebildeten sozialistischen Neigungen, die in der jungen Partei eine Rolle gespielt hatten, war jetzt weniger Verlaß als je.

Ich schilderte den Leuten die Lage, besonders die Finanznot des Blattes, die bisherigen Hilfsquellen, meinen Entschluß, sie nicht mehr in Anspruch zu nehmen, und stellte sie vor die Frage: Wollt ihr ein eigenes Blatt haben, das, wenn auch nicht offiziell, so doch in Wahrheit euch gehört, das ihr, solange es nötig ist, mit regelmäßigen Beiträgen unterstützt und das euch dafür nach jeder Richtung verantwortlich bleibt? Ich hatte mir ausgerechnet, was die Vereine monatlich (oder doch im ersten Monat) zu zahlen hätten. Das war eine beträchtliche Summe. Aber wenn alle Vereine für den Vertrieb tätig waren, dann mußten die Beiträge bald kleiner, ja in kurzer Zeit ganz überflüssig werden. Bei einer Auflage von 5000 bis 6000 Exemplaren könnte das Blatt seine Herstellungskosten decken. Ich selbst wollte meinen Gehalt auf das geringste Maß beschränken, beantragte jedoch die Anstellung eines Verwalters, der die Rechnungen führen und in der Hauptsache die Expedition besorgen sollte.

Meine Fragen wurden einstimmig bejaht. Ja, man wollte ein eigenes, selbständiges Parteiblatt haben und die erforderlichen Opfer bringen. Das war rasch erledigt. Etwas schwieriger war freilich die Verteilung des notwendigen Zuschusses auf die verschiedenen Vereine im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl und Leistungsfähigkeit. Die Vereine selbst konnten nicht mehr befragt werden, einmal, weil die Lösung dringend war, und dann mit Rücksicht auf die Polizei, die uns bei einer öffentlichen Behandlung der Sache einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Die Delegierten hatten also auf eigene Verantwortlichkeit ihre Zugeständnisse zu machen, was ihrer Begeisterung

einen kleinen Dämpfer aufsetzte. Aber das Sprichwort, nach dem in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört, wurde hier doch zuschanden. Die Versammlung konstituierte sich ohneweiters als Steuerkommission, die den Beitrag jedes Vereines nach Anhörung seiner Delegierten recht und billig einschätzte und die Angebote kleiner, schwacher Organisationen, die etwa im allgemeinen Wetteifer, wie der Schelm, mehr geben wollten, als sie hatten, ebenso verständig einschränkte, wie man mit guten und schlechten Witzen dem Gedächtnis einiger Delegierter größerer Vereine nachhalf, die sich nicht an all den Mammon erinnern wollten, den sie in ihren Kassen angehäuft hatten. Kurz, der heikle Gegenstand wurde mit einem liebenswürdigen „Terrorismus" erledigt, der aller Beschreibung, auch durch geistvollere Staatsanwälte spottete, als die, welche damals den bedrohten österreichischen Staat verteidigten. Die gezeichneten Beiträge für den ersten Monat variierten, soweit ich mich erinnere, zwischen zwei bis fünfzehn Gulden und sollten ohne Verzug bezahlt werden. Sie *sollten* nicht bloß bezahlt werden, sie *wurden* auch bezahlt, und der Bandmacher Josef Reiter, den man als Verwalter gewählt hatte, konnte nicht nur die Druckerei bezahlen, sondern auch noch etwas in die erwähnte Blechschachtel legen für kommende Nummern. Der Versuch, durch die März-Verhaftungen auch das lästige Organ der jungen Bewegung aus der Welt zu schaffen, war am Opfersinn der Arbeiter gescheitert.

III.

Man konnte unsere Leute nicht ewig in Untersuchungshaft halten. Die Polizei hatte trotz des besten Willens und trotz zahlloser Haussuchungen in sechseinhalb Monaten nichts Verbrecherisches gefunden, einfach, weil nichts zu finden war; aber die Staatsaktion durfte deshalb doch nicht ausgehen, wie das Hornberger Schießen. Wo nichts ist, hat zwar der Kaiser das Recht verloren, ein Staatsanwalt gibt aber deswegen einen schönen und interessanten Fall nicht auf. Ist kein Verbrechen vorhanden, dann kann er ja eines

konstruieren — das ist sein Geschäft. Zudem stand hier das Wohl und Wehe des Kaiserstaates, die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft, kurz, alles Große und Schöne auf dem Spiel und es konnte deshalb schon ein übriges getan werden. Da keine verbrecherischen Handlungen vorlagen, hielt man sich an die polizeiwidrige Gesinnung der Angeklagten, die man nicht etwa aus deren Reden und Schriften, sondern mit Vorliebe aus ausländischen Publikationen und den Meinungsäußerungen von Personen nachwies, die nicht angeklagt waren und absolut nichts mit dem Prozeß zu tun hatten. Es war die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Beschränkte und verblendete Gewaltmenschen stellten sich den Trägern des Fortschritts- und Freiheitsgedankens in den Weg, um sie unter der Anklage, ihre Ziele mit roher Gewalt durchsetzen zu wollen, im Namen des Gesetzes mit den Machtmitteln des Staates zu vergewaltigen. Soweit bietet der österreichische Hochverratsprozeß von 1870 nichts Besonderes. Was ihn charakterisiert, sind die Formen und Verhältnisse, unter denen er sich abspielte. So die naive Bodenlosigkeit der Anklage, die — von Rußland oder der Türkei abgesehen — in den Annalen der modernen Rechtspflege ihresgleichen sucht; die liederliche Inszenierung des Tendenzstückes, die große Zahl der Angeklagten und die maßlose Härte des Urteils. Ganz besonders auffallend ist die politische Verblendung der damaligen Machthaber — oder besser der Prokuraführer der Regierung, denn Macht hatten sie ja verflucht wenig — die Verblendung jenes Bürgerministeriums, das als Repräsentant des jungen Industrialismus, statt mit aller Macht gegen die Uebergriffe der ständischen Interessen, gegen Adel und Klerisei anzukämpfen, den vergeblichen und schandbaren Versuch machte, eine Partei zu vernichten, die ihm bei dieser Aufgabe — wohlverstanden, ohne irgendein Bündnis — naturgemäß die mächtigste Helferin geworden wäre!

Was war, kurz gesagt, die Veranlassung oder der Vorwand zum Prozeß? Die junge Partei hatte im September 1869 durch eine Delegation am Eisenacher Kongreß teilgenommen und dessen Programm, das sich nur wenig

von dem des neunten österreichischen Arbeitertages unterschied, zu dem ihrigen gemacht. An die Bildung von Vereinen im Anschluß an die Partei in Deutschland war bei dem österreichischen Vereinsgesetz nicht zu denken, wohl aber wurden Einzelmitglieder geworben und Karten an sie ausgefolgt. Entsprechend einem Kongreßbeschluß sollte sich die Kontrollkommission in Oesterreich konstituieren. Soweit kam es aber nicht. Durch das Rundschreiben Giskras, das die Grundsätze der Eisenacher Partei als staatsgefährlich deklarierte, ließen sich die österreichischen Arbeiterführer zwar nicht von deren Verbreitung abhalten; wohl aber wurde die Anwerbung von Mitgliedern eingestellt und es unterblieb auch die Bildung der Kontrollkommission, die unter solchen Umständen doch nicht arbeitsfähig sein konnte. Mit diesem Achtungserfolg gab sich die Regierung jedoch nicht zufrieden. Die Bewegung sollte vernichtet, ihr Organ unterdrückt, die lästigen Führer unschädlich gemacht werden. Die Demonstration vom 13. Dezember diente als Vorwand. Trotzdem sie in musterhafter Ordnung verlaufen war, wurden neun ihrer Leiter, darunter zwei der Arbeiter, welche der Ministerpräsident empfangen hatte, verhaftet. Dasselbe Schicksal ereilte am 2. März, aus Gründen, die ich bereits genannt habe, fünf weitere Vertrauensmänner der Arbeiter, darunter die Rädelsführer Oberwinder, Most und meinen Bruder Andreas, welche durch eine Verkettung von Umständen den Dezemberverhaftungen entgangen waren.

Auf Grund der Zugehörigkeit zur Eisenacher Partei, die in den deutschen Vaterländern damals völlig unangefochten war, sowie wegen der Teilnahme an einer Demonstration, die im schlimmsten Fall als eine Uebertretung des Vereins- und Versammlungsgesetzes betrachtet werden konnte, erschienen am 4. Juli 1870 14 Sozialdemokraten unter der Anklage des Hochverrats und der öffentlichen Gewalttätigkeit vor einem Fünfrichterkollegium des Landesgerichtes, das den ominösen Beinamen „Galgensenat" führte. Gegen A. Scheu, Oberwinder, Most, Pabst und Perrin lautete die Anklage auf Hochverrat, gegen Berka,

Schönfelder und Hecker auf Hochverrat und öffentliche Gewalttätigkeit, während Baudisch, Schäftner, Pfeiffer, Eichinger, Gehrke und Dorsch sich nur wegen öffentlicher Gewalttätigkeit zu verantworten hatten.

Den Vorsitz führte Landesgerichtsrat Schwaiger, die Anklage wurde durch den ersten Staatsanwalt Ritter von Schmeidel vertreten, einem Juristen der alten Schule, der mit wenig Witz und viel Behagen dem hehren Geschäft der Gesellschaftsrettung nachging. Von keinem Hauch der Zeit berührt, von keines sozialen Gedankens Bläße angekränkelt, hatte er sich aus der bei den Angeklagten beschlagnahmten Literatur eine Geschichte der modernen Arbeiterbewegung zurechtgelegt, so wie er sie verstand und wie er sie für den Prozeß brauchte. Wirkliches Verständnis und unparteiische Anschauung hätten ihn ja gehindert, die Anklage zu erheben. Das schöne französische Wort: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen", steht nicht im Wörterbuch der Staatsanwälte. Aber der Mann hatte doch allerhand gelesen, wußte etwas über die Gründung der Internationale, die Kongresse von Nürnberg, Eisenach und Basel, und hätte eine darauf bezügliche Prüfung in Jahreszahlen und Daten und vielleicht auch in Programmsätzen ziemlich gut bestanden. Es fehlte nur eine Kleinigkeit: der Geist, der lebendig macht. Für ihn waren die Sozialdemokraten Leute, die — wie in der Begründung der Anklage nachzulesen ist — den braven Schulze-Delitzsch nicht verstehen wollten und vorzogen, „politische Macht zu erringen und somit von der Gesamtheit des Staates, daher auch größtenteils auf Kosten fremder Leute (!) Vermögen und ohne eigenes Zutun die Mittel zur Hebung ihrer materiellen Lage zu beanspruchen". — Bei einer so einfachen und tiefsinnigen Auffassung der Dinge genügten die ersten Punkte des Eisenacher Programms, um den Angeklagten den Strick zu drehen.

„Die sozialdemokratische Partei erstrebt die Errichtung des freien Volksstaates."

„Jedes Mitglied der Partei verpflichtet sich, mit ganzer Kraft dahin einzutreten, daß die im höchsten Grad

ungerechten heutigen politischen und sozialen Verhältnisse mit der größten Energie bekämpft werden."

Unter dem „freien Volksstaat" konnte sich der Ankläger nur die Republik vorstellen, und die „ganze Kraft" und die „größte Energie" übersetzte er, seinem Beruf und vielleicht auch seinem Naturell entsprechend, mit „physischer Gewalt". Damit war die Beweisführung für ihn vollständig geschlossen. Die Eisenacher Beschlüsse und Verhandlungen ließen ihn „auch nicht einen Moment darüber im unklaren, daß unter ‚freiem Volksstaat' nur die Republik zu verstehen sei". Die Durchführung des Programms kennzeichnet sich deshalb als ein Unternehmen, „welches auf eine gewaltsame Aenderung der Regierungsform angelegt ist, weil" — nun — „weil es eben nur im Wege der Gewalt durchzusetzen ist!" Es scheint unglaublich, aber auf dieser durch nichts begründeten Voraussetzung beruhte die Anklage, auf ihr fußte das Urteil. Noch dürftiger als die schriftliche Anklage war ihre mündliche Entwicklung durch den Staatsanwalt zu Beginn der Verhandlungen, die einen Protest der Verteidiger veranlaßte, welche zutreffend bemerkten, man könne ohne Aktenstudium gar nicht wissen, um was sich die Anklage eigentlich drehe. Damit falle die Pflicht der Anklage auf den Verhandlungspräsidenten. Der denn auch, nebenbei bemerkt, sich dieser Pflicht mit großem Eifer unterzog. War die Begründung der Anklage jämmerlich, so war das Beweismaterial lächerlich und empörend zugleich. Man hatte monatelang nicht bloß bei den Angeklagten, sondern bei allen Vertrauensmännern der Partei Hausdurchsuchungen und Beschlagnahmen vorgenommen, polizeiliche Verhöre angestellt und — in Anbetracht des hohen Zieles — mit dem Briefgeheimnis nicht viel Federlesens gemacht. Alles vergebens! Man hatte riesige Massen Papier zusammengeschleppt, soziale, meist ausländische Literatur, Broschüren, Zeitungen, Kongreßprotokolle und Korrespondenzen der Angeklagten, die ihre gefährliche Gesinnung beweisen sollten, aber nichts, gar nichts gefunden, was nach Hochverrat aussah oder den Schluß zugelassen hätte, es

sei zum Zweck einer gewaltsamen Veränderung der Staatsform irgend etwas geplant oder gar ins Werk gesetzt worden. Trotz der brutalen Eingriffe in die persönliche Freiheit und das Eigentum einer großen Zahl von Verdächtigen konnte keine Vogelflinte, keine Patrone, kein Säbel, ja kein polizeiwidriges Messer als corpus delicti auf den Gerichtstisch gelegt werden. Aber ein Notizbuch Mosts lag dafür da, in welchem der Angeklagte von einem „Kampf bis aufs Messer" sprach! Was da nicht alles ein paar Tage lang als belastend vorgelesen wurde! Nicht nur Stellen aus Protokollen von Kongressen, die im Auslande unbeanstandet stattgefunden hatten, und ein Berg von Zeitungsartikeln, mit denen die Angeklagten nichts zu tun hatten, sondern auch die harmlosesten Korrespondenzen, denen man einen geheimnisvollen, gravierenden Sinn unterschob. Ein Brief Professor Ludwig Eckarts, in dem er sich den Arbeitern für literarische Vorlesungen über Heine, Börne und andere anbietet, wurde unter dem Falkenauge des Staatsanwalts zu Belastungsmaterial, und Herweghs „Bet' und arbeit'" mußte im Gerichtssaal zum Vortrag gebracht werden, um die gemeingefährliche Gesinnung des Angeklagten zu belegen, bei dem es gefunden worden war. So wirksam und ausdrucksvoll war übrigens diese Vorlesung durch den Präsidenten, daß die letzten Verse „Brecht das Doppeljoch entzwei" und „Brot ist Freiheit, Freiheit Brot" einem hingerissenen Zuhörer im Publikum ein deutliches Bravo! entlockte, das der Vortragende unter schrecklichem Stirnrunzeln mit der Drohung quittierte, er werde den Saal räumen lassen. Eines der schwersten Beweisstücke war ein in drastischer Sprache gehaltener, an Oberwinder gerichteter Brief des antipreußischen Militärschriftstellers Sträubel, der damals unter dem Namen Arcolay eine gewisse Berühmtheit genoß. Es hieß da unter allerlei harmlosen und schnurrigen Mitteilungen: „Wenn der Volkskadaver so voll Dreck und Mist gepfropft ist, nicht seit kurzem, sondern seit Jahrhunderten, da muß eine nicht ganz außer Kraft und Funktion gesetzte Natur sich vor allem dadurch kundgeben, daß sie sich nach vorn und hinten

mit Vehemenz — Luft macht. — Nur Geduld, wir werden alle, alle die Hosen umwenden, trotz Prim und Bonaparte und die große — Abführung des Jahrhunderts beginnt."

Etwas ernster konnten auf den ersten Blick die sogenannten Revolutionspläne erscheinen, welche die Anklage ins Feld führte. Der eine war angeblich in einem Notizbuch Brüßhavers gefunden worden, eines früheren Arbeiterführers, der nicht mehr zur Partei gehörte. Bei seiner Vernehmung als Zeuge wurde das Beweisstück aber so sorgfältig umgangen, daß man mit gutem Grund annehmen kann, es hätte das Licht des Gerichtssaals, geschweige das der breiten Oeffentlichkeit, nicht ertragen. Dagegen suchte man die militärischen Phantastereien eines Panslawisten namens Subaric, der eine Zeitlang für die Partei agitiert hatte und mittlerweile auf der Flucht von Suben im Inn ertrunken war, Hartung und Oberwinder an die Rockschöße zu hängen. Subaric, ein früherer Schüler der Wiener-Neustädter Militärakademie, war nicht wenig stolz auf seine strategische Weisheit und hatte in der Langeweile des Gefängnisses seine Zellengenossen, Friedrich Pfeiffer und Pater Flourencourt, den Redakteur des „Vaterlandes", in ausgiebiger Weise mit Abhandlungen über militärische Fragen und Systeme traktiert, unter anderem auch über eine eventuelle revolutionäre Erhebung Wiens. Diese akademischen Streifzüge — Ausgeburten des Müßigganges und der Eitelkeit — sollten nun mit angeblichen Aeußerungen Oberwinders und Hartungs in Verbindung gebracht werden, aus denen der Staatsanwalt schließen wollte, daß man sich unter den Führeren der Arbeiter wirklich mit dem Gedanken an einen Aufstand getragen habe. Sensationelle Details fehlten der Räubergeschichte auch nicht. So sollte die Hofburg überrumpelt und der Kaiser als Geisel gefangengenommen werden. Im Beweisverfahren zerfielen aber alle diese Dinge in ihr Nichts. Pater Flourencourt, den der Staatsanwalt für die Anklage gerufen hatte, wurde geradezu zu einem Entlastungszeugen, indem er ruhig und bestimmt erklärte, er habe den Aufstandsplan des Subaric nie ernst, sondern immer nur für eine müßige Spielerei genommen.

Neben dieser Erklärung eines reifen und gebildeten Mannes, der unserer Partei nichts weniger als freundlich gegenüberstand, fielen die schwankenden und wirren Aussagen der „Genossin" Podany, eines jungen hysterischen Mädchens, nicht schwer ins Gewicht. Als Freundin Hartungs und Vertraute Oberwinders und Pfeiffers wollte sie dies und jenes gehört haben, was die Anklage zu bestätigen schien. Besonders über die Vorbereitungen zum 13. Dezember wußte sie allerhand Ernstes und Scherzhaftes zu berichten. Dagegen konnte sie über den Aufstandsplan nur vom Hörensagen äußerst vage und widersprechende Mitteilungen machen, mit denen Herrn Schmeidel wenig gedient war. Ob das Mädchen aus Rache, Eifersucht oder Größenwahn diese verächtliche Rolle im Prozeß gespielt hat, darüber habe ich kein Urteil. Ich habe sie erst als Zeugin vor den Gerichtsschranken kennen gelernt.

Viel bestimmter als die Podany ließ sich der Hauptbelastungszeuge Journalist Edmund Mühlwasser, der typische Bösewicht, vernehmen. Auch e r ein gewesener Genosse und Redakteur kurzlebiger Brünner Arbeiterblätter, dem es trotz eines dekorativen Radikalismus nicht gelungen war, in der Partei die Rolle zu spielen, zu der er sich berufen fühlte. Immer in Geldnöten, hatte er sich der Brünner Polizei verkauft und war rasch von Stufe zu Stufe gesunken, um hier vor den Gerichtsschranken moralisch zu enden. Eine schrecklich peinliche Erscheinung, dieser nicht unbegabte, aber konfuse und sittlich verfallene junge Mann, als Kronzeuge gegen seine früheren Genossen, die ihm entrüstet die Lüge ins Gesicht warfen! E r wußte alles, was der Staatsanwalt zu wissen wünschte, verwickelte sich aber in so viele Widersprüche, daß man gezwungen war, von seiner Beeidigung abzusehen. Selbst Herr v. Schmeidel mußte zugeben, daß der Zeuge ein Lügner sei, operierte aber mit dessen Aussagen vergnüglich weiter, weil ein Lügner, wie er sich und den Gerichtshof tröstete, „ja auch einmal die Wahrheit sagen könne". Ueberhaupt ließ sich der Staatsanwalt durch nichts aus dem Konzept bringen! Er hielt die Anklage, die durch das Beweisverfahren voll-

ständig widerlegt war, vom Revolutionsplan abgesehen, im vollen Umfange aufrecht, ja er hatte den traurigen Mut, auf die blutigen Vorgänge in Reichenberg und Swarow als ein Zeichen hinzuweisen, wie die Gewalttätigkeit allerorts überhandnehme. — Nicht etwa unter den Regierenden, nein, unter den Arbeitern! — Diesem moralischen Stumpfsinn gegenüber, mit dem der Mann die Tatsachen auf den Kopf stellte und sein Sprüchlein unentwegt wiederholte, trotz allem, was sich durch elf Tage im Gerichtshof abgespielt hatte, fanden die beiden Verteidiger, Dr. Singer und Dr. Mauthner, in ihren Verteidigungsreden leider nicht die richtige Tonart. Sie erfüllten ihre Pflicht schlecht und recht, aber sie machten die Sache der Angeklagten, die die Sache der Freiheit und des Rechts war, nicht zu ihrer eigenen. Sie wiesen an der Hand des Beweisverfahrens juristisch eingehend und überzeugend nach, daß weder die Anklage auf Hochverrat noch auf öffentliche Gewalttätigkeit aufrechterhalten werden könne und daß trotz aller Beteuerung des Gegenteils ein Tendenzprozeß vorliege, in welchem man nicht Handlungen der Angeklagten strafen, sondern ihre Gesinnung treffen wolle. Aber sie gingen in der Form über die Defensive nicht hinaus. Es fehlte ihren Reden der Pulsschlag der gerechten Entrüstung, die Sprache des heiligen Zorns. Sie hatten nicht den Mut, das ganze Unternehmen rücksichtslos und vernichtend als politische Gewalttat und Prostitution der Justiz zu brandmarken. Dr. Mauthner erhob sich zwar in seiner Rede über die zunftmäßige Behandlung des Gegenstandes, als er die Angeklagten in eine Reihe mit den Kämpfern und Märtyrern der Freiheit aller Zeiten stellte; aber das Schöne und Wahre, das er sagte, klang gedrückt und resigniert, wie aus dem Bewußtsein heraus, daß doch alles in diesem Gerichtshof weggeworfen sei. Und so war es auch. Die scharfsinnigsten Juristen, die mächtigsten Redner hätten keinen Freispruch erwirkt. Ja, wenn ein Gott herabgestiegen wäre, um für die Angeklagten zu zeugen, er hätte nichts gewendet. Sie mußten schuldig befunden werden! Diese Leute

anklagen, hieß sie auch verurteilen. Und der „Galgensenat" kannte seine Schuldigkeit.

IV.

Es war ein sonniger Julimorgen. Die Soldaten der Wiener Garnison, die sonst zu Uebungen und Märschen ausrückten, wurden in den Kasernen in Kriegsbereitschaft gegen den inneren Feind gehalten und mit scharfer Munition versehen. In der Alserkaserne faßte jeder Mann zwanzig, in der Franz Josefskaserne acht scharfe Patronen. Die Wachen der inneren und äußeren Hofburg wurden um einige Bataillone verstärkt und in der Gegend des Landesgerichts wimmelte es von uniformierten Polizisten und Gentlemen mit konfiszierten Gesichtern, die sich vergeblich bemühten, anständig und unbefangen in die Welt zu schauen. Es war der 4. Juli, der erste Verhandlungstag des Hochverratsprozesses, und die Kriegsbereitschaft unserer Herren und Oberen, welche während der zwölf Verhandlungstage aufrechterhalten wurde, drängte unwiderstehlich zu zwei Schlüssen. Einmal, daß man eine Verurteilung voraussah, denn für den Fall eines Freispruches brauchte man sich nicht in den Harnisch zu werfen. Das Volk hätte ihn mit Jubel aufgenommen. Sodann — und das war noch bezeichnender — daß man überzeugt war, eine Verurteilung unserer Leute würde von der großen Masse der Arbeiter als ein schreiendes Unrecht empfunden, das zu gewaltsamen Ausbrüchen der Empörung führen könne. Und in der Hauptsache hatten die Herren schon recht. Das Volk sah in seinen Führern keine Verbrecher und in ihrer Verurteilung einen Rechtsbruch zu politischen Zwecken. Die mangelnde Uebereinstimmung zwischen dem Spruch der Richter und dem Rechtsempfinden des Volkes, welche allein dem Urteil wirkliche Rechtskraft gibt, sollte durch aufgepflanzte Bajonette und scharfe Patronen ersetzt werden.

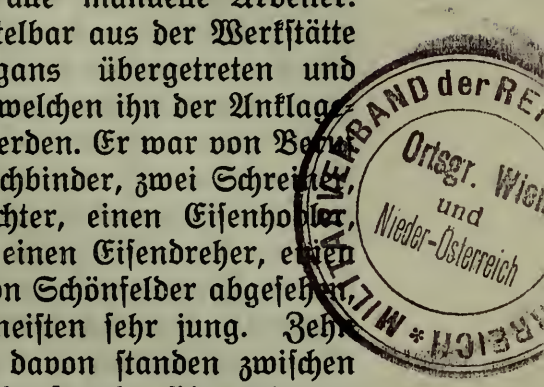
Die polizeilichen und kriegerischen Maßnahmen erwiesen sich als überflüssig. So jung auch die Bewegung war, mehr als eine Demonstration des Volksunwillens war nicht zu er-

warten; eine gewaltsame Auflehnung gegen den Prozeß oder das Urteil, ein spontaner Ausbruch der Volksleidenschaft war ganz ausgeschlossen. Die allgemeine Aufregung zeigte sich am ersten Verhandlungstag in ein paar hundert Arbeitern, die vergebens Zulaß zu den Verhandlungen suchten und darnach enttäuscht das Gebäude des Landesgerichtes umlagerten oder sich auf dem Exerzierplatz aufhielten. Vorsichtigerweise hatten die Angeklagten von dem ihnen gesetzlich zustehenden Recht Gebrauch gemacht und zusammen 30 Vertrauensmänner bezeichnet, die zugelassen werden mußten, sonst wäre wahrscheinlich kein Arbeiter in diese „öffentlichen" Verhandlungen gekommen. Alles war auf ein kleines, sorgfältig gewähltes Auditorium zugeschnitten. Man mußte von guten Eltern sein, um zugelassen zu werden. Die räumliche Einteilung des Verhandlungssaales entsprach der Beschränkung der Oeffentlichkeit. Auf der linken Seite des Saales, hinter dem Tische der Verteidiger, befand sich die aus 14 Stühlen bestehende „Anklagebank". Den Vertretern der Presse war ein außergewöhnlich großer Raum zur Verfügung gestellt und für hohe und höchste Herrschaften war eine Reihe von Stühlen in der Mitte des Saales freigehalten. Die gewöhnliche Journalistentribüne diente den Beamten des Hauses, welche als Zuschauer kamen und gingen, wie es ihre Geschäfte erlaubten. Der übrige durch eine Schranke abgesperrte Raum für das gemeine Volk faßte kaum 60 Personen.

Ich saß mit meinem Bruder Josef in der vordersten Reihe der Berichterstatter und war vor Eröffnung der Verhandlungen in nicht geringer Aufregung, die sich steigerte, als die neunte Stunde schlug, Stimmengewirr und Fußtritte auf dem Korridor ertönten und die vierzehn Angeklagten unter der Führung von zwei Gerichtsdienern in den Saal traten. — Während der Untersuchungshaft hatte ich nur mit Andreas und Oberwinder verkehren dürfen; die zwölf anderen waren mir neue Bekanntschaften. Ich wurde freudig überrascht und beruhigt durch ihre Erscheinung und ihr Auftreten. Wenn es im „Volkswillen" und in anderen Blättern hieß, sie seien „erhobenen Hauptes" vor ihren Rich-

tern erschienen, so war das keine Metapher, sondern buchstäblich zu nehmen. Nicht nur aufrecht kamen sie, sondern stolz und heiter. Bleich von der langen Haft waren sie freilich alle, aber ihre Augen glänzten freudig, als sie stumme und doch so beredte Grüße mit ihren Freunden und Gesinnungsgenossen im Zuhörerraum austauschten, die in den Tagen schwerer Prüfung treu zu ihnen gestanden waren und ihre Familien vor der bittersten Not geschützt hatten. Der Kontakt zwischen ihnen und den Vertretern ihrer Vereine und Gewerkschaften war im Augenblick hergestellt Sie hatten wieder Fühlung mit dem Volke, für das sie litten, und sahen wieder ehrliche, bekannte, ermutigende Gesichter, nachdem sie monatelang nur mit Spitzbuben, Gefangenwärtern und dem Untersuchungsrichter verkehrt hatten! Auch die Luft des Verhandlungssaales war trotz ihres penetranten Gerichts- und Polizeigeschmacks für sie, nach der schrecklichen Atmosphäre der Zellen, halbe Luft der Freiheit und von der Sonne, die draußen breit und goldig flutete, fiel auch etwas erhebend und ermutigend in ihre Herzen. Was mir bei ihrem Eintreten neben ihrer guten Stimmung angenehm auffiel: die Angeklagten waren fast alle schöne junge Männer, prächtige Typen des höheren qualifizierten Arbeiters mit regelmäßigen intelligenten Gesichtern, lebhaften Augen und mehrere mit langen Haaren. Nebenbei bemerkt, waren in jener unhygienischen, romantischen Zeit lange Haare ein Zeichen idealen Strebens und des ungezügelten Dranges nach Freiheit. Die dunklen Zeiten lagen gar nicht soweit zurück, in welchen die väterliche Regierung in der üppigen Mähne des Mannes eine feindliche Demonstration, eine Herausforderung erblickte und dagegen zum einfachsten und radikalsten Mittel griff, nämlich zur Schere. Leute, welche sich eines reichen Haarschmuckes erfreuten, waren noch in den Jahren nach Achtundvierzig immer in Gefahr, kurzer Hand ergriffen und administrativ geschoren zu werden. Die schöne Sitte war aber im Verfassungsstaat außer Brauch gekommen und unsere Genossen erschienen nicht bloß erhobenen, sondern auch ungeschorenen Hauptes vor ihren Richtern. In Hinblick auf Most muß ich übrigens

mein soeben abgegebenes Urteil einschränken. Ihn konnte man mit dem besten Willen nicht schön finden. Infolge einer Krankheit in seiner Jugend, durch die er einen Teil seines Unterkiefers verloren hatte, war sein Gesicht, das beim Sprechen eine phänomenale Beweglichkeit entwickelte, gräßlich verzeichnet. Mit seiner Haardekoration war es auch nicht weit her. Der junge Vollbart war noch zu dürftig, die schlechte Konstruktion des Gesichtes zu beschönigen, und das sandfarbene Haupthaar stand ihm zu Berge wie die Gratborsten des Ebers. Mit Ausnahme des Journalisten Oberwinder waren die Angeklagten alle manuelle Arbeiter. Mein Bruder Andreas war unmittelbar aus der Werkstätte in die Redaktion des Parteiorgans übergetreten und Pfeiffer konnte als Journalist, als welchen ihn der Anklageakt führte, nicht ernst genommen werden. Er war von Beruf Müller. Daneben gab es einen Buchbinder, zwei Schreiner, einen Schriftsetzer, einen Korbflechter, einen Eisenhobler, einen Schneider, einen Steinmetz, einen Eisendreher, einen Sattler und einen Bandmacher. Von Schönfelder abgesehen, der 50 Jahre zählte, waren die meisten sehr jung. Zehn hatten noch nicht 30 Jahre, vier davon standen zwischen 21 und 24 Jahren. Das aufreizende fremde Element war durch zwei Ausländer vertreten: Most und Oberwinder.



Gleich nach den Missetätern trat durch die Mitteltür die andere Partei in den Saal: Staatsanwalt, Richterkollegium, Protokollführer und noch minderwertigere Gesellen. Mit der Hauptperson, dem Staatsanwalt, habe ich mich schon beschäftigt. Aus seiner persönlichen Erscheinung hätte man kaum auf sein „entsetzliches Handwerk" geschlossen. Ohne die Treffenkappe und den grünen Uniformrock, der nur knapp über dem Embonpoint schloß, hätte man den untersetzten ältlichen Herrn mit dem grauen Schnurrbart und den kurzen graumelierten Haaren eher für einen friedlichen behäbigen Bürger, etwa einen Bäckermeister, halten können, als für einen öffentlichen Ankläger. Landesgerichtsrat Schwaiger, der Präsident des Gerichtshofes, sah bei weitem würdevoller aus. Ein Wiener Humorist, der den Prozeß glossierte, meinte, der glattgescheitelte Herr mit dem

blonden Backenbart mache den Eindruck eines englischen Lords — eine Illusion, welche jedoch verschwinde, sobald er den Mund öffne. Ich hatte damals, meines Wissens, noch keinen englischen Lord gesehen, konnte also den Vergleich nicht beurteilen. Mich erinnerte der Herr Präsident an einige Zahlkellner höchster Ordnung, also an eine Menschengattung, vor der ich immer, besonders in meinen jungen Jahren, einen gewaltigen Respekt gehabt habe. Zur Steuer der historischen Wahrheit muß ich übrigens beifügen, daß sich der Mann, trotz der ihm zugefallenen Rolle des Anklägers, im Verkehr mit den Angeklagten und Zeugen ruhig und anständig in der Form benommen hat. Bedeutend besser — vor allem nicht so nervös und gallicht — wie viele der deutschen Richter neuerer Zeit, wenn sie mit Sozialdemokraten zu tun haben. — Von den anderen Mitgliedern des Galgensenats ist mir nur einer in Erinnerung geblieben, ein kindlich-harmloser Herr, der einzige Beisitzer, der sich an den Verhandlungen aktiv beteiligte und durch seine naiven Fragen und Bemerkungen blankes Erstaunen oder ungeteilte Heiterkeit hervorrief. Von ihm ist das tiefsinnige Wort: „Wesentliche Unterschiede sind eben wesentlich."

Unsere Leute hielten sich in der Vernehmung und im Beweisverfahren vorzüglich. Von den vierzehn Führern und Vertrauensmännern der jungen Bewegung, die von Unklarheiten nicht frei sein konnte, hat sich keiner schwach gezeigt oder unsere Sache bloßgestellt. Der Schreiner Perrin, der sich vielleicht harmloser stellte als er es war, kam deshalb mit einem blauen Auge, das heißt mit der erlittenen Untersuchungshaft davon. In die Aussagen Peiffers, der sich als Föderalist bekannte und damit Wasser auf die klerikale Mühle trug, wirft dessen bald darauf erfolgter Abfall von der Partei bereits seine Schatten voraus, während der tschechische Genosse Baudisch, der unter derselben Flagge seinen nationalen Neigungen nachging, sich bei der Verhandlung äußerst geschickt aus seiner schwierigen und zweideutigen Lage zog. Wenn Oberwinder sich als Großdeutscher deklarierte, für den Wien, trotz Sadowa, immer noch die Hauptstadt Deutschlands war, so sprach er dabei nur im

eigenen Namen und nicht im Sinne der Partei, welcher ganz andere Dinge am Herzen lagen, als die Vorherrschaft Oesterreichs in Deutschland. Ebensowenig war sein Hinweis auf die Rede gerechtfertigt, die er im Juni 1868 in überschwänglicher Hoffnung auf die neue liberale Aera gehalten hatte. War damals die Erklärung, die Aufgabe der österreichischen Sozialdemokratie bestehe vor allem darin, „die liberale Partei vorwärts zu bringen" und „die Verfassungspartei in allen Fragen zu unterstützen", nur mit wesentlichen Einschränkungen und unter sehr bestimmten Bedingungen annehmbar, so war die Berufung darauf, nach dem ehrlosen Zusammenbruch der liberalen Herrlichkeit und in demselben Hochverratsprozeß, den die Liberalen noch kurz vor ihrem Abgang angezettelt hatten, nur als Notwehr zu entschuldigen, die es mit der Wahl der Mittel nicht zu genau nimmt. Die Arbeiter waren mittlerweile durch eine harte Schule gegangen und hatten mit dem Liberalismus gründlich abgerechnet.

Andere Varianten des Glaubensbekenntnisses kamen nicht vor. Alle Angeklagten, ohne Ausnahme, bekannten sich als Sozialdemokraten, trotz der schweren Anklage, unter der sie standen, und trotz des Ministerialerlasses, der sie ächtete. Selbst über die kitzliche Frage, auf deren willkürlichen Beantwortung die Anklage fußte, ob der „freie Volksstaat" des Eisenacher Programms nicht eine Republik sein müsse, strauchelte kein einziger der Angeklagten. Wenn wir sie heute — nach 38 Jahren der Entwicklung und Vertiefung — in der Partei zur Abstimmung brächten, man würde keine einstimmige Antwort erhalten. Monarchie oder Republik, so könnte die Frage gar nicht gestellt werden. Die meisten würden antworten: Die Republik allein tut's nicht; sie muß vor allem sozialistische Tendenzen haben. Daneben gäbe es wahrscheinlich andere, die auf die äußerliche Stellung des Staats- oder Gesellschaftsoberhauptes gar keinen oder nur geringen Wert legen. Und zu diesen mußten sich die Angeklagten wohl oder übel schlagen, um der Falle auszuweichen, welche ihnen die Anklage stellte. Oberwinder ging einer direkten Antwort

aus dem Wege. Er habe in Eisenach — ebenso wie Scheu — gegen die Aufnahme des Wortes Republik ins Programm gesprochen, und sei der Ueberzeugung, daß in Oesterreich die Verhältnisse, welche zur Durchführnug der Republik erforderlich wären, noch nicht vorhanden seien. Auch mein Bruder Andreas Scheu, der sich in der Voruntersuchung als „wirtschaftlicher Republikaner" bekannt hatte, erklärte die Annahme, daß unter dem freien Volksstaat nur die Republik verstanden werden könne, als eine irrtümliche. Most nannte sich mit einem gewissen Selbstbewußtsein „Republikaner" ohne irgendeine Qualifikation, faßte aber trotzdem den „freien Volksstaat" als einen weiten Begriff, der auch auf eine konstitutionelle Monarchie Bezug haben könne. Aehnlich äußerten sich Pabst, Berka, Hecker, kurz alle, die unter der Anklage des Hochverrats standen. Die zweite Frage, welche den Angelpunkt staatsanwaltlicher und richterlicher Logik bildete, ob sich die Einführung des freien Volksstaates anders als mit gewaltsamen Mitteln denken lasse, wurde von den Angeklagten kurz und bündig bejaht. Daneben wiesen sie alle Behauptungen, es hätten tatsächlich Pläne zu Gewalttaten vorgelegen und die Demonstration vom 13. Dezember sei ein Teilakt einer gewaltsamen Erhebung, mit aller Entschiedenheit zurück. Wie frei, wie wenig gedrückt sich die Angeklagten fühlten, beweist der gesunde Humor, welcher in ihren Aussagen da und dort zum Durchbruch kam. Mosts Vernehmung zum Beispiel war nicht bloß reich an „Schlagern" und Ausfällen, sondern hatte auch ihre erheiternden Momente. Und der Korbflechter Berka, ein schöner Naturbursche, riß durch seine geraden und urwüchsigen Antworten einigemal die Zuhörer zu lauter Heiterkeit hin. Als ihm der Präsident mit seinem tragischesten Gesicht den Vorhalt machte, er habe in öffentlicher Rede die neue Aera (Giskra) mit dem Vierzeiler persifliert: „Ernst ist das Leben — heiter die Kunst, neu ist die Aera — blau ist ihr Dunst!" war er nichts weniger als niedergeschmettert. Er sah sich mit großen Augen im Saale um und fragte erstaunt: „Na, ist's vielleicht nicht so?"

Am besten war in dieser Richtung die Vernehmung des Schneiders Baudisch, die geradezu zu einem komischen Intermezzo wurde. Man muß alle diese Einzelheiten im ausführlichen Bericht nachlesen, den ich im Auftrag der Partei noch während des Prozesses herausgegeben habe und der mit diesen Erinnerungen in neuer Auflage erscheint. Ich will hier nur eine kleine Episode wiedergeben, weil sie in drastischer Weise anschaulich macht, wie der wichtigste Funktionär hinter den Kulissen, Untersuchungsrichter Landesgerichtsrat Nebenführ, seine Aufgabe aufgefaßt und durchgeführt hat. Der Präsident machte dem Angeklagten den Vorhalt, er habe in der Voruntersuchung gesagt, er sei kein Sozialdemokrat. Worauf Baudisch sehr lebendig und überzeugend darstellte, wie etwas so Falsches ins Protokoll kommen könne. Auf die Frage des Untersuchungsrichters, ob er Sozialdemokrat sei, habe er seinerseits mit der Frage geantwortet, was der Untersuchungsrichter unter einem Sozialdemokraten verstehe? Darauf habe ihm Herr Nebenführ erklärt, die Sozialdemokraten wollten die Fürstentümer abschaffen und das sei Fürstenmord! „Ah," habe er dann geantwortet, „wenn d a s Sozialdemokraten sind, dann bin ich keiner."

Ernster waren andere Einsprüche gegen die Protokollführung des Herrn Nebenführ. Am anstößigsten war sie wohl im Falle der Belastungszeugin Podany, die nach ihrer eigenen Aussage während der Untersuchung dreimal unwohl wurde, so daß die Vernehmung unterbrochen werden mußte. Es sei wohl möglich, meinte sie vor dem Gerichtshof, daß der Untersuchungsrichter ihr unfreiwilliges Schweigen in solchen Fällen als Bejahung seiner Fragen genommen habe! Aber nicht genug, daß der joviale Herr ihre Hinfälligkeit als Zustimmung zu seinen phantastischen Suggestionen bucht, er schäkert auch bei seinem blutig-ernsten Geschäft mit dem hysterischen zwanzigjährigen Geschöpf. Wenn sie ihm keine genügende, das heißt keine ihm genehme Antwort geben will, dann sagt er: „Ich spreche ja nur im Scherz zu Ihnen." Worauf sie antwortet: „So spreche ich zu Ihnen a u c h im Scherz." U n d d i e s e Z e u g i n

wird beeidet! Zum guten Teil auf ihre widersprechenden (und scherzhaften) Aussagen hin erfolgt die Verurteilung der Angeklagten zu langjährigen Kerkerstrafen!

Des Verbrechens des Hochverrats wurden Oberwinder, Scheu, Most und Pabst schuldig befunden und ersterer zu sechs, die übrigen drei zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt. Wie es in der kurzen Begründung des Urteils heißt, die sich vollständig auf dem Boden und der geistigen Höhe der Anklage bewegt, sind beim Strafausmaß fast durchwegs mildernde Umstände in Betracht gefallen, bei Scheu unter anderem „die Rücksicht auf die schuldlose Familie!" Das Urteil sollte „zur weiteren Milderung" dem Obergericht vorgelegt werden, das sich auch erweichen ließ und die Strafe meines Bruders auf vier, die von Most und Pabst auf drei Jahre schweren Kerkers herabsetzte. Bei den sechs Jahren Oberwinders hatte es sein Bewenden. Berka, Schönfelder und Hecker wurden zwar von der Anklage des Hochverrats freigesprochen, dagegen mit Baudisch, Schäftner, Dorsch, Pfeiffer, Gehrke und Eichinger des Verbrechens der öffentlichen Gewalttätigkeit, begangen durch die Organisation und Teilnahme an der Demonstration vom 13. Dezember, schuldig befunden und zu Strafen von zwei bis zehn Monaten Kerkers verurteilt. Die tiefsinnigen Unterschiede in diesen neun Urteilen zwischen schwerem und einfachem Kerker und ein oder zwei Fasttagen im Monat, mit denen die Strafen ornamentiert waren, sind mir damals ein Rätsel gewesen und seitdem nicht verständlicher geworden. Perrin wurde, wie schon gesagt, freigesprochen.

Ein Menschenalter ist seit jenem Urteilsspruch vergangen. Mittlerweile hat die Geschichte als höchste Instanz den Prozeß revidiert und die Opfer blinden Parteihasses und juristischer Beschränktheit glänzend freigesprochen. Die Ideen, für die sie gelitten haben, sind heute Gemeingut der fortschreitenden Menschheit; einiges von dem, was sie angestrebt haben, ist Gesetz geworden, anderes wird in absehbarer Zeit gesellschaftliche Institution werden. Sie hatten nichts unternommen, was darauf gerichtet war, aus dem morschen Kaiserstaat

mit gewaltsamen Mitteln einen freien Volksstaat zu machen. Heute könnten wir's ja gestehen. Die geplanten Verbrechen wären längst verjährt und das Eingeständnis eines Irrtums der Jugend, der durch den ungestümen Drang nach Freiheit und den Einsatz von Leib und Leben seine Weihe erhielte, könnte uns heute nicht schwer fallen. Aber es ist nichts zu gestehen. Unsere Hochverräter von 1870 sind unschuldig verurteilt worden.

V.

Wenn ich mit gutem Gewissen sagen kann, daß unsere Hochverräter unschuldig verurteilt worden sind, möchte ich doch nicht die Meinung aufkomen lassen, wir seien lammfromm den legalen Weg gewandelt, oder wir hätten gar einen gewaltigen Respekt vor dem Gesetz und seiner Administration gehabt. Dazu war nicht die mindeste Neigung und gar kein Grund vorhanden. Wir hatten uns die Propaganda für unsere sozialistischen Grundsätze, die Organisation der Massen als politische Partei und in den Fachvereinen als Ziel gesetzt und arbeiteten mit allen zweckmäßigen Mitteln drauflos. Ging's nicht auf gesetzlichem Wege, nun, dann halt in Gottes (oder eines anderen!) Namen auf ungesetzlichem. Das war um so natürlicher, als uns der schmale und beschwerliche gesetzliche Weg von der Polizei durch eine willkürliche Auslegung des verruchten § 6 auf Schritt und Tritt verlegt wurde. Wollten wir nicht unsere Agitation für das aufgeben, was als heilige Aufgabe vor uns lag, dann blieb uns nichts anderes übrig, als Seitenpfade einzuschlagen und Mittel anzuwenden, die eine Prüfung von streng gesetzlichem Standpunkt aus nicht ertragen hätten. Daß wir bei unseren Ausschreitungen über das hinausgegangen sind, was in freieren Ländern Gesetz und Recht war, glaube ich kaum. Nein, es soll nicht geleugnet werden: es sind viele Vereine miteinander in Verbindung gestanden, die nach dem Gesetz und ihren Statuten kein Recht dazu hatten, so wie man an

Orten politisierte, wo es streng verboten war oder einmal eine kleine Denkschrift verbreitete, ohne erst die hohe obrigkeitliche Erlaubnis dazu einzuholen. Daß die Gewerkschaftssektion des Arbeiter-Bildungsvereines eine politische Körperschaft und der Mittelpunkt der ganzen Bewegung war, habe ich schon gesagt. Aber es kann nicht oft und nachdrücklich genug wiederholt werden, daß alle Ungesetzlichkeiten, die wir im beständigen Kleinkrieg um unsere Existenz verübten, reine Bagatellen waren, die keine Anklage auf öffentliche Gewalttätigkeit, geschweige denn auf Hochverrat rechtfertigten. Es waren Verletzungen des Vereins- und Versammlungsgesetzes oder der Verordnungen über die Presse, die „von Rechts wegen" mit Bußen und leichten Strafen gesühnt werden, und selbst das Hauptstück der Anklage, die Demonstration vom 13. Dezember, gehört in diese Rubrik. Besonders im Hinblick auf die ausdrückliche Erklärung des Justizministers Herbst bei der Vorlage des Koalitionsgesetzes im Abgeordnetenhaus, daß er damit keiner Pression von seiten der Arbeiter weiche. Wenn die Angeklagten, welche frei und offen ihr sozialistisches Glaubensbekenntnis ablegten, die Vorbereitungen zur Demonstration und noch harmlosere, ja, gesetzlich erlaubte Dinge, in Abrede stellten, so ist dies durch die Befürchtung zu entschuldigen, das Gericht könne ihnen aus dem geringsten Zugeständnis einer ungesetzlichen Handlung den Strick drehen. Zeig' dem Staatsanwalt den kleinen Finger, dachten sie sich wohl, und er nimmt die ganze Hand! Nicht mit Unrecht! Was hätte der schöpferische Schmeidel, „der aus nichts etwas hervorbrachte", nicht aus „Geständnissen" der Angeklagten gemacht! Ob Oberwinder aus diesem Grunde jeden Zusammenhang mit den militärischen Phantastereien eines Subaric bestritt, oder ob dieser Zusammenhang von Mühlwasser im Interesse der Anklage frei erfunden war, möchte ich nicht entscheiden. In jedem Falle waren die Folgerungen der Anklage willkürlich.

Wie alle jungen und noch schwachen revolutionären Parteien, waren auch wir nicht frei von einer gewissen Romantik, die sich im Gedanken an naheliegende, gewaltsame

Katastrophen gefällt und alle Möglichkeiten kommender Kämpfe in Betracht zieht. Sind wir doch heute bei all unserer Reife und Nüchternheit von diesem Zug noch nicht ganz frei und denken zum Beispiel in Erwägung des politischen Generalstreiks, also einer gesetzlich erlaubten Aktion der Arbeiterschaft, an gewaltsame Kämpfe, die durch die Verblendung oder verbrecherische Machenschaften der Regierung daraus entstehen könnten! Wenn damals einer der Führer ein gewaltsames, hochverräterisches Vorgehen beantragt hätte, wäre er einfach als Verrückter behandelt worden oder als — — Polizeimann! Aber daß uns ein Kampf aufgezwungen werden könne, in dem Versuch, die soziale Frage à la Bismarck als eine militärische zu behandeln und die unbequeme Arbeiterpartei niederzukartätschen, das stand für die meisten von uns ebenso im Bereich der Möglichkeiten, wie verzweifelte spontane Erhebungen des Volkes. Halb im Scherz, halb im Ernst, jedenfalls aus schlechter Gewohnheit, wurde von der Revolution gesprochen, Barrikaden und Laternenpfähle waren stark mißbrauchte Wörter unseres Sprachschatzes, und der harmloseste Zuckerbäcker, der von militärischen Dingen keine blasse Ahnung hatte, betrachtete das Arsenal mit Kennermiene als die Zwingburg, von der man Wien im Falle eines Aufstandes „anspritzen" könne. Beim Arsenal fällt mir eine kleine Geschichte ein, die ich als Illustration zu diesem Kapitel hierhersetzen will.

Ungefähr einen Monat nach dem Hochverratsprozeß kam ein älterer Herr zu mir in die Redaktion, der sich als Parteigenosse aus Petersburg vorstellte. Er war Artillerieoberst, Lehrer an einer Kriegsschule und hatte aus Gesundheitsrücksichten Urlaub genommen, den er in Wien verbringen wollte. Immer von Spitzeln umgeben und gewitzigt durch den Hochverratsprozeß, empfing ich ihn zwar höflich, aber äußerst zurückhaltend. Der Mann kam trotzdem wieder, und bald lernte ich ihn als einen treuen, herzensguten Menschen kennen, der mir lieb wurde, wenn mir auch seine übergroße Weichheit nicht sympathisch war. Ich glaube, der Mann hätte ohne Herzweh keine Fliege er-

schlagen können. An einem schönen Septemberabend gingen wir zusammen vor die Stadt spazieren und kamen dabei ganz zufällig vor das Arsenal. Ich erklärte meinem Begleiter auf seine Frage den Zweck des Gebäudes, soweit ich ihn selber kannte: Kaserne, Waffensammlungen, Magazine, Werkstätten. Und fragend fügte ich hinzu: „Vielleicht auch Festung?“ Nein, meinte mein militärischer Freund geringschätzend, das sei offenbar nicht mehr als eine Luxuskaserne, die aber doch wichtig werden könne, wenn das Buch erschiene „das nicht ist“. Der Mann sprach nur mangelhaft Deutsch und war von Haus aus gewöhnt, sich vorsichtig auszudrücken. Mit dem Buch, „das nicht war“, aber eines Tages erscheinen konnte, bezeichnete er eine etwaige spontane Volkserhebung. Als Sachverständiger für die Anlage interessiert und durch meine Frage angeregt, wollte er sich den Bau genauer ansehen und wir traten durch das Hauptportal in das Innere des Gebäudes, das für mich eine terra incognita war. In einem der Höfe stießen wir auf einen Artilleriepark, der aus Geschützen der verschiedensten Systeme aus alter und neuer Zeit bestand. Ich hatte mein Lebtag noch keine Kanone in der Nähe und so viele beieinander gesehen und eine in mir schlummernde kriegerische Ader wurde lebendig. Wir traten näher. Ich tätschelte eines der bronzenen Ungetüme und steckte ihm mutig die Faust in den Rachen, während mir mein Oberst, der einen Dozieranfall bekam, den Unterschied zwischen gezogenen und ungezogenen Läufen, Vorder- und Hinterladern, Bomben und Granaten erklärte. Als er gerade an der Stellvorrichtung einer Kanone herumhantierte, um mir das Richten der Geschütze zu demonstrieren, bemerkten wir plötzlich eine Schildwache, einen Infanteristen, mit aufgepflanztem Gewehr, den wir in unserem Eifer übersehen hatten, von der anderen Seite des Hofes gerade auf uns zukommen. Meinem Instruktor verschlug der Anblick die Sprache mitten in einem Satz und ich — ich muß es offen gestehen — ich wäre in diesem Augenblick auch lieber wo anders gewesen. Das ist ein gefundenes Fressen für den Schmeidel — ging es mir heiß durch den Kopf — das hat

gerade noch gefehlt! Der Redakteur des Parteiorgans mit einem russischen Offizier mitten unter den Kanonen des Arsenals! Das fehlende Glied in der Kette der Beweisführung! Ich machte einen krampfhaften Versuch, unbefangen zu erscheinen und sprach laut und ungereimt von gezogenen Rohren, in der Erwartung des nahenden Verhängnisses. Es dünkte mich eine Ewigkeit, bis der Mann endlich angekommen war. Er fällte aber nicht das Bajonett, um uns abzuführen, sondern warf einen raschen ängstlichen Blick über den leeren Hof, indem er sagte: „Gengens da weiter." Und entschuldigend fügte er hinzu: „Sunst kumm i in Arrest." Das war eine moralische Deckung unseres beschleunigten Rückzuges. Wir wollten doch dem armen Burschen — offenbar war es ein Steirer — den Arrest ersparen und machten uns eiligst aus dem Staube.

Das war meine Vorbereitung zum Hochverrat, mein Versuch einer gewaltsamen Veränderung der altehrwürdigen Staatsform. Wohl keiner der im Hochverratsprozeß Angeklagten hatte auf diesem Gebiet etwas Schwereres auf dem Kerbholz.

Waren die Führer nicht frei von Revolutionsromantik, so trieb sie unter dem Volk in kleinen Vereinen und Lesezimmern üppige Blüten. Die Drohbriefe an den Präsidenten des Gerichtshofes sowie an den Staatsanwalt kann man, ohne weit fehl zu gehen, als Polizeimache erklären. Dagegen ist es sicher, daß nach der Verurteilung der Hochverräter unter den Arbeitern bodenlose Pläne geschmiedet wurden, wie man die Verurteilten mit Gewalt befreien könne. Ich selber habe mit zwei solchen Fällen zu tun gehabt. Kurz nach Beendigung des Prozesses kam ein älterer Parteigenosse, den ich aus der Gewerkschaftssektion kannte, zu mir, um mir im Vertrauen mitzuteilen, daß er sich mit elf anderen Sozialdemokraten verabredet hätte, unsere Gefangenen aus dem Landesgericht zu befreien. Der Mann war sehr aufgeregt und setzte mir in wirrer Rede auseinander, wie sie das machen wollten. „Und wam mer alle hin san, sie müssen frei werden", das war der Refrain seiner Mitteilungen. Es war sehr schwer, ihm klar zu machen, daß

der Plan undurchführbar sei, daß sie sich an den dicken Mauern des Gefängnisses die Köpfe einrennen müßten und über die militärische Wache nicht hinwegkommen würden. Der Mann wiederholte nur immer sein: „Wam mer a hin san", bis ich ihm zeigte, daß mit einem solchen Opfer gar nichts für unsere Gefangenen erreicht werde. Ja, daß man im Gegenteil, den Befreiungsversuch zum Vorwand machen werde, sie noch strenger zu überwachen und härter zu behandeln. Das machte auf ihn Eindurck und gab seinem Ideengang eine neue Richtung. Und schließlich versprach er mir in die Hand, nicht bloß von seinem Vorhaben abzustehen, sondern auch dem heroischen Wahnsinn unter seinen Kameraden energisch entgegenzutreten. Einen Trost gab ich ihm noch auf den Weg, indem ich die bestimmte Hoffnung aussprach, die Verurteilten würden die barbarischen Strafen nicht ganz zu verbüßen haben. Es sei ein Tendenzprozeß gewesen, dessen Ergebnisse kein kommendes anständiges Ministerium übernehmen könne. Wenn ich mir jetzt nach so langen Jahren die Begegnung ins Gedächtnis rufe, kommt mir wohl die Vermutung, der Mann sei vielleicht nur zu mir gekommen, um sich einen Plan ausreden zu lassen, vor dem ihm selber graute. Wohl möglich! Ich will durch die Erzählung auch nur ein Streiflicht auf das Seelenleben der Partei in jener Zeit werfen.

Daß der Fall kein vereinzelter, sondern weit eher ein typischer war, geht aus einer anderen Geschichte hervor, die ich noch kurz erzählen will. Eines Tages — unsere Gefangenen waren noch nicht verschickt — wurde an den Straßenecken Wiens ein gedrucktes Blatt angeschlagen, das in flammenden Worten und mangelhafter Orthographie die Arbeiter zur Befreiung ihrer Führer aufforderte. Ich erklärte den Anschlag kurz und bündig als ein Polizeimanöver, das unseren Verurteilten Schaden bringen sollte. Zu meinem Erstaunen erhielt ich zwei Tage darnach einen anonymen Brief, in dem sich „mehrere treue Parteigenossen" im Ton der gekränkten Unschuld gegen die Brandmarkung des Aufrufs als Polizeimache auflehnten. Sie hätten ihn in der besten Absicht geschrieben und nichts läge ihnen

ferner, als der Bewegung oder gar den verurteilten Führern schaden zu wollen. Kurz, sie hätten vielleicht unüberlegt, aber in guten Treuen gehandelt. Die Handschrift des Briefes schien mir bekannt, aber ich wußte nicht recht, wohin damit. Ich legte das Schreiben sorgfältig beiseite und dachte mir: Wart, Bursche, eines Tages kommst du mir doch über den Weg — dann will ich dir die Antwort nicht schuldig bleiben! Monate vergingen und ich hatte die Sache ganz vergessen. Als ich im folgenden Frühling nach der Amnestie mein Bündel schnürte, um wieder nach Deutschland zurückzukehren, bekam ich eines Tages einen dicken, weichen Brief, in dessen Adresse ich augenblicklich dieselbe Handschrift erkannte, in welcher der Protest vom Juli geschrieben war. Jetzt hab' ich dich, dachte ich mir, und öffnete vergnügt den Brief, der zu meinem Erstaunen eine knallrote Atlaskrawatte enthielt. Eine von derselben Sorte, mit welcher der Abwart des Arbeiter-Bildungs-vereines, unser stets ungekämmter, immer angesäuselter, tabakschnupfender Feilhauer — Gott hab ihn selig, er war unserer Sache treu ergeben — einen schwungvollen Handel trieb. Daneben lag ein Schreiben, in dem mir ein Dutzend junger Genossen zum Abschied in einfacher und herzlicher Weise für meine Tätigkeit in der Bewegung dankten und mich baten, die Krawatte als ein geringes Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen und in der Erinnerung an die gemeinsame Arbeit, gewissermaßen als Fahne in künftigen Kämpfen zu tragen. Ich konnte mich nicht ungeteilt meiner Rührung hingeben. Der Schreiber des Schriftstückes, der als erster unterzeichnet hatte, ein blutjunger Schriftsetzer, war offenbar derselbe, der den Aufruf im vergangenen Sommer verfaßt und gedruckt oder wenigstens verteidigt hatte. Mit ihm mußte ich mich noch auseinandersetzen, so zuwider mir die Geschichte unter diesen Umständen und nach so langer Zeit auch war. Ich bestellte ihn in die Redaktion, wo er am nächsten Tage strahlend erschien, wahrscheinlich im Glauben, er habe nur meinen Dank für die rote Krawatte entgegenzunehmen. Erst das Geschäft und dann das Vergnügen, dachte ich aber, holte den alten Brief

aus der Schublade und hielt ihn offen vor sein Gesicht. Wie bleich der Bursche wurde und wie er zusammenfuhr! An ein Leugnen war nicht zu denken. Ich las ihm also gehörig die Leviten, bis er Wasser in den Augen hatte und er mir so leid tat, daß ich ihn zu trösten begann. Ich wußte ja — auch ohne seine Beteuerung — daß er und seine Kameraden es nicht schlecht gemeint hatten und verstand die jungen Leute nur zu gut. Wir machten also Frieden und beschlossen auf meinen Antrag einstimmig, daß jener Aufruf zum mindesten ein heilloser Blödsinn gewesen sei.

VI.

Mit unseren Hochverrätern war auch die Partei verurteilt worden. Der Erlaß Giskras hatte eine richterliche Sanktion erhalten, die Sozialistenhetze eine scheinbar legale Grundlage. Wenn durch die Gerichtsverhandlungen festgestellt war, daß einige Vereine ihren statutenmäßigen Wirkungskreis überschritten hatten, zog man daraus die bequeme Folgerung, daß sie wahrscheinlich alle schuldig seien. Und um sich eine eingehende Untersuchung über die Haltung der einzelnen Vereine zu ersparen, machte man kurzen Prozeß und löste alle Fach- und Bildungsvereine der Arbeiter auf. Zehn Tage nach der Verkündigung des Urteils im Hochverratsprozeß begann ein systematischer Feldzug gegen die Arbeiterorganisationen. Am 27. Juli wurden in Wien allein, außer dem Arbeiter-Bildungsverein, 26 Fachvereine aufgelöst. Die anderen Vereine Niederösterreichs kamen rasch an die Reihe, Steiermark durfte nicht zurückbleiben und auch die anderen Kronländer folgten der Weisung aus der Hauptstadt. Grundsätzlich verschont wurden nur die noch bestehenden selbsthilflerischen Krankenunterstützungs- und Konsumvereine.

In der Arbeiterschaft gärte es gewaltig. Der lange aufgespeicherte und zurückgehaltene Groll über die jahrelang erlittenen Verfolgungen und Mißhandlungen kam nun zum offenen Ausbruch. Die äußere Ruhe während der Gerichtsverhandlungen, welche die Behörden wahrschein-

lich für Teilnahmslosigkeit hielten, war die Ruhe vor dem Sturm. Und wenn die Armen im Geiste — ich meine die Behörden — glaubten, sie könnten mit ihren Gewalttaten und Papierwischen den Strom einer natürlichen Bewegung aufhalten, so hatten sie sich wieder einmal gründlich getäuscht. Es kam nur zu einer Stauung, bei der das Wasser die Ufer überflutete. Da der Bewegung durch die Schließung der Vereine der natürliche Boden entzogen war, mußte sie sich mit eiserner Logik auf der Straße fortpflanzen. Sie war eben da und konnte durch nichts — auch nicht durch 27 Auflösungsdekrete — aus der Welt geschafft werden.

Mittwoch den 3. August abends rotteten sich erbitterte Arbeiter vor dem geschlossenen Lokal des Arbeiter-Bildungsvereines in der Magdalenenstraße zusammen. Es waren wohl meist Mitglieder des Vereines, die beim Erscheinen ihres Obmannes Reiter in stürmische Hochrufe ausbrachen. Am folgenden Abend erschienen schon bedeutend mehr Menschen vor dem Vereinslokal und mit der Zahl der Demonstranten steigerte sich auch ihre Stimmung. „Unser Vereinsrecht wollen wir!" „Vivat die Hochverräter!" tönte es aus der Masse, die einen Zug formierte und, die Marseillaise singend, die Straßen von Gumpendorf und Margarethen durchzog. „Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren all!" „Der Feind" erschien wie gerufen in Gestalt der Polizei auf der Bühne, nahm Verhaftungen vor und gab damit den Demonstrationen den Reiz des Ungesetzlichen. Die Zusammenläufe wurden mit jedem Tage größer, die Umzüge ausgedehnter, die Rufe lauter und rebellischer. Nach einigen Tagen marschierten schon Tausende über die Ringstraße und machten wohl auch einen Abstecher in die Fichtegasse, um dem Weltblatt, das sich äußerst feindselig gegen die Arbeiter benahm, einige Artigkeiten zu den Fenstern hinaufzurufen. „Nieder mit dem Kapital!" hatten die entsetzten Redakteure gehört und Bürgertum und Regierung kamen aus dem Häuschen. Die Truppen der Garnison wurden wieder in Kriegsbereitschaft gehalten und die Polizei ging „energisch" vor. Sie hatte völlig den Kopf verloren, katzbalgte sich mit fried-

lichen Bürgern, hieb mit blanker Klinge auf harmlose Neugierige ein, kurz, benahm sich — um einen englischen Vergleich zu gebrauchen — wie der Stier im Porzellanladen. Die Demonstranten hatten nur geringe Verluste; sie vermieden soviel wie möglich offene Zusammenstöße und ließen sich auseinandertreiben, um sich herausfordernd im Rücken der Angreifer sogleich wieder zu sammeln. Die Polizei, durch diese Taktik aufs äußerste ermüdet und gereizt, beschloß, sich zu rächen. Im Gumpendorfer Gasthaus „zur Hofmühle" versammelte sich in jenen Tagen spät abends eine Zahl von Teilnehmern an den Demonstrationen sowie einige Vertrauensmänner der Partei, welche hören wollten, wie die Dinge verlaufen waren. Am achten Abend der Unruhen, am 10. August, umstellte ein starkes Polizeiaufgebot die „Hofmühle" und räumte gewaltsam das Lokal. Alle Gäste wurden unterschiedslos herausgetrieben und mußten vor dem Hause Gassenlaufen. Mit Fäusten, Füßen und Säbelkoppeln — man gebrauchte wie auf Verabredung keine gefährlichen Waffen — wurden alle Austretenden von den wütenden Bestien auf die feigste und brutalste Art behandelt. Besonders solche, die sich zur Wehr setzten, wurden hart mitgenommen und auf die Wache geschleppt, wo man sie aber noch in derselben Nacht gern entließ. Die Polizei hatte allen Grund, einer Untersuchung ihrer Heldentaten aus dem Wege zu gehen. Ich war den Abend auch in der „Hofmühle" gewesen, aber ahnungslos vor der Prügelei heimgegangen. Sonst wäre es mir wahrscheinlich schlimm ergangen. Ein Genosse, der mir ähnlich sah, kam am nächsten Tag mit zerschlagenem Kopf auf die Redaktion, um mir zu sagen, daß ihm die bedenkliche Ehre, mit mir verwechselt worden zu sein, eine besonders nachdrückliche Behandlung durch die wütenden Polizeier eingetragen habe. In ihrer blinden Raserei hatten sie auch keine Standesunterschiede gemacht und auf habliche, hyperloyale Bürger, die sich nur aus Neugierde in der „Hofmühle" aufgehalten hatten, erbarmungslos dreingehauen. Das war uns nur ein geringer Trost. Dagegen goßen die Opfer mit ihren Berichten und den Illustrationen,

die sie dazu am Leibe trugen, Oel ins Feuer. Am Donnerstag abends waren die Zusammenrottungen größer und lärmender als je. Die Truppen traten nun in Aktion und säuberten mit aufgepflanztem Bajonett Straßen und Plätze. Da und dort wurde die schreiende und johlende Menge unter Sturmlauf, Hurrarufen und Kavallerieattacken auseinandergetrieben. Die Kommandierenden waren vernünftig zurückhaltend und wollten das Volk nur schrecken; aber aus dem Spektakelstück konnte jeden Augenblick eine hochernste Tragödie werden. Der Charakter der Unruhen war seit den ersten Demonstrationszügen ein anderer geworden. Waren die Teilnehmer anfangs nur Arbeiter und zum guten Teil Mitglieder der aufgelösten Vereine, so wurde die Gesellschaft immer mehr eine gemischte. Es tauchten Gesichter in der Menge auf, die weder dem Arbeiterstande angehörten, noch der Partei, und denen nichts weniger am Herzen lag, als das Koalitionsrecht. Galgengesichter, die bei allen Zusammenläufen, besonders bei patriotischen Anlässen und Festen vornedran sind und am lautesten schreien, dabei aber das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und beim begeisterten Hochrufen die Taschen ihres Nächsten gründlich durchsuchen. Kurz, die Bewegung war entartet und zu einem erheblichen Teil mit zweifelhaften und verbrecherischen Elementen der Großstadt durchsetzt. Für die Führer der Arbeiter erhob sich deshalb die dringende Frage, wie man sich im weiteren Verlauf zu den Unruhen verhalten solle. Ich spreche von Führern, denn es waren wieder welche vorhanden, nämlich alle wegen öffentlicher Gewalttätigkeit Verurteilten aus dem Hochverratsprozeß, die man bis zur Bestätigung des Urteils gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt hatte. Die vier Hochverräter hatte man uns natürlich nicht herausgegeben.

Die Demonstrationen waren in ihrem Ursprung eine spontane, urwüchsige Bewegung der empörten Arbeiter. Die Führer hatten sie weder vorbereitet noch geleitet und sich im weiteren Verlaufe auch nicht daran beteiligt. Nicht als ob sie ihnen gleichgültig gewesen wäre. Im Gegenteil.

Wir hatten alle eine helle Freude an der Proteſtbewegung, die unſeren Gegnern zu denken geben mußte. Nun aber war ein energiſches Eingreifen geboten. Am Freitag vormittags kam ein Parteigenoſſe, der als gemeiner Infanteriſt in der Stiftskaſerne ſtand, zu mir in die Redaktion, um mir zu melden, daß für den Abend ein ſchärferes Vorgehen des Militärs beſchloſſen worden ſei. Der junge Mann, ein Schloſſer von Beruf, war abſolut verläßlich. Er kolportierte regelmäßig unſer Blatt unter ſeinen Kameraden, was mit großer Gefahr für ihn verbunden war. Auch ſein Beſuch bei mir — in voller Uniform — hätte ihm unter Umſtänden teuer zu ſtehen kommen können!

„Wenn d' militäriſche Ehr' verletzt wird," ſo lautete ſein Bericht, „müſſen mer ſchießen." Das ſei ihre Inſtruktion.

Meine Frage, was das für eine Ehre ſei, die militäriſche, brachte ihn etwas in Verlegenheit. Eine Definition konnte er um ſo weniger geben, als er — ſo wie ich ſelber — nur eine ganz gemeine proletariſche Ehre beſaß. Aber er war mit Beiſpielen bei der Hand.

„Geſtern", ſagte er, „haben's unſern Hauptmann d' Feldbinden awergriffen im Gedräng — ſo was, des derf heut net vorkumma — oder gar — wenn an Offizier a Watſchen kriagt! Mir machts ja nix, o konträr, im Gegenteil. — I ſchiaß ſo wie ſo in die Luft — — aber d' andern!"

Ich wußte genug, dankte meinem Berichterſtatter und ließ die Vertrauensmännerr der Partei für denſelben Abend in ein verſtecktes Wirtshaus in Gumpendorf zuſammenrufen, wo uns immer ein Hinterzimmer zur Verfügung ſtand. Als ich mich in der Dämmerung von der Redaktion dorthin auf den Weg machte, fand ich Margarethen, beſonders das Quartier gegen die Wien, in vollem Aufruhr. Die Truppen hatten den Herd der Bewegung — die Gegend um das Lokal des Arbeiter-Bildungsvereines — iſoliert und alle Zugänge, Straßen und Brücken in weitem Umkreis beſetzt. Ich konnte nur ſchwer durch die Menſchen kommen, mußte große Umwege machen und traf dabei an wichtigen Straßenkreuzungen feldmäßige, mili-

tärische Posten, bestehend aus einem Reiter und einem Infanteristen. Das ganze Viertel gegen den Fluß war im Belagerungszustand. Vom anderen Ufer herüber hörte man die Hornsignale des Militärs und das Schreien und Johlen der Menge, aber zum Glück keine Gewehrsalven. Die „militärische Ehre" war noch nicht verletzt worden! Am Ort der Zusammenkunft traf ich die meisten Mitglieder der berüchtigten Gewerkschaftssektion, darunter sechs von den neun Gewalttätern des Hochverratsprozesses. Auch der Pole Breiter, seines Zeichens Goldschmied, der Organisator und Kommandant unserer Ordnertruppe, fehlte nicht und durfte heute auch nicht fehlen. Der Mann hatte neben einem nicht unbedeutenden Organisationstalent auch dekorative Neigungen, ging immer im Nationalkostüm und machte in seiner Konfederatka, der himmelblauen seidenen Weste und den hohen Stiefeln eine schmucke, ritterliche Figur.

Wir waren ohne lange Debatten einig, daß die Straßenunruhen eingestellt werden sollten. Sie hatten den Unwillen des Volkes gezeigt und damit ihren Zweck erreicht. Was darüber hinaus lag, konnte der Arbeiterbewegung nur Schaden bringen. Tote und Verwundete hatten wir zu erwarten und die schwärzeste Reaktion, welche die Bewegung auf lange Zeit lahmgelegt hätte! Die Frage war nur, ob wir imstande wären, den Unruhen noch Einhalt zu tun. In jedem Falle mußte es versucht werden, und zwar ohne weiteren Verzug. Jeder Augenblick konnte Unheil bringen. Den nächsten Tag war Samstag, früher Feierabend und Zahltag, und deshalb ein außerordentlicher Zulauf zu erwarten, der eine große Gefahr bedeutete. Wir beschlossen einen Aufruf an die Arbeiter Wiens, in dem wir sie aufforderten, „im Interesse der Partei alles zu vermeiden, was die Regierung zu gewaltsamen Einschreiten veranlassen könnte" und „in nutzloser Weise die Zahl der Opfer" vermehren müßte, „welche die Bewegung bereits gekostet". Mit dieser Mahnung verbanden wir die Mitteilung, daß das Vereinsgesetz nicht — wie man vielfach annahm — aufgehoben sei und wir ohne Verzug an die

Neugründung von Vereinen gehen würden. Es war nicht leicht, die richtige Tonart für das Schriftstück zu finden, das ich zu Papier brachte. Gegenüber der Anarchie von oben konnten wir weniger als sonst Gesetz und Ordnung empfehlen, ohne uns lächerlich zu machen. Dagegen durften wir auch diese Anarchie nicht in gebührender Weise verurteilen, ohne die Bevölkerung noch mehr zu erbittern und damit unsern Zweck zu vereiteln. Es blieben also nur praktische Gründe, der Appell an das Interesse der kämpfenden Arbeiterschaft, der um so wirksamer war, als die zwölf Namen, die wir unter den Aufruf setzten, einen guten Klang unter den Arbeitern hatten und keinem Zweifel Raum ließen, wie unser Schritt gemeint war. Von den eingekerkerten Hochverrätern abgesehen, unterzeichneten die einflußreichsten Führer der Bewegung.

Mit der Abfassung des Aufrufs war es noch nicht getan. Nun begannen die technischen Schwierigkeiten einer größtmöglichen Verbreitung in der kurzen Frist, die uns gegeben war. Es mußte noch in der Nacht ein Plakat angefertigt und einige Bürstenabzüge davon an die Redaktionen der Morgenblätter verteilt werden. Auch der Polizei sollte noch in der Nacht ein Exemplar davon vorgelegt und die Bewilligung zum Anschlagen in einem beschleunigten Verfahren eingeholt werden. Schäftner und ein anderer — ich glaube, es war Berka — erboten sich, den Polizeigewaltigen aus dem Bett zu holen und dabei das Verlangen zu stellen, man möge im Interesse der Ordnung den folgenden Abend Polizei und Militär nicht ausrücken und uns allein für die Wiederherstellung der Ruhe sorgen lassen. Breiter wollte nicht zurückstehen und erklärte stolz, daß wir auf 200 Ordner unter seinem Kommando rechnen könnten. Die übrigen Rollen waren bald verteilt. Ich schloß mich als Handlanger und Korrektor zwei Jüngern Gutenbergs an, um an der Herstellung des Plakats mitzuwirken. Auf welchem Weg wir in die Druckerei gekommen sind, in der meine Kameraden vollständig zu Hause waren, ist mir entfallen, aber ich weiß bestimmt, daß wir keinen Schlüssel hatten, nicht

durch die Haupttür gingen und der biedere Leiter der Anstalt sich nichts von unserer geheimnisvollen Nachtarbeit träumen ließ. Die Bürstenabzüge waren kurz nach Mitternacht fertig und wurden ohne Verzug in die Redaktionen der Morgenblätter getragen und der Polizei vorgelegt. Schäftner konnte uns noch vor Tagesanbruch den Erfolg seiner Mission berichten. Man hatte ihm nicht bloß den Anschlag des Plakats bewilligt, sondern auch versprochen, am nächsten Abend Polizei und Truppen in den Kasernen zurückzuhalten und die Wirkung unseres Aufrufes abzuwarten. Eine gute Dosis höhnischer Bemerkungen mußten unsere Delegierten freilich mit in den Kauf nehmen. Ebenso die tröstliche Versicherung, man werde die bewaffnete Macht bereit halten, um sie im geeigneten Moment auf das Volk loszulassen, wenn wir Fiasko machen sollten, was für die Polizei eine ausgemachte Sache war.

Unser Aufruf bewirkte zuerst das Gegenteil von dem, was wir beabsichtigt hatten. Samstag den 13. August war herrliches Wetter und eine wahre Völkerwanderung wälzte sich am Abend von allen Richtungen der Stadt gegen das aufständische Gumpendorf. Jung und alt, hoch und nieder, alles kam. Männer, Frauen und Kinder, Arbeiter von der Werkstätte weg, in Schurz und Hemdärmeln, Kleinmeister mit ihren Gesellen, aber alle in gutmütiger Stimmung und neugierig auf die „Hetz", die zu erwarten stand. Wir hatten unsere Posten in weitem Umkreis bis nach Mariahilf, die neue Wieden und Hundsthurm ausgestellt. Ich war mit zwei Ordnern auf der Margarethener Seite der Pilgrambrücke postiert, wo der Andrang ein außerordentlich großer war. Wie im Aufruf forderten wir die Leute, besonders das gemeine Volk, „im Interesse der Arbeiter" auf, wieder umzukehren. Wie weit das Eindruck gemacht hat, läßt sich natürlich nicht feststellen. Viel wirksamer war vermutlich unsere Versicherung, daß nichts, absolut nichts zu sehen wäre, und daß sich tatsächlich weit und breit keine Uniform blicken ließ. Nach einer Stunde anstrengender Arbeit, die uns gute und schlechte Witze die schwere Menge eintrug, hatte eine ausgesprochen rückläufige Bewegung

eingesetzt, die sich in dem Maß steigerte, als die Zurückkehrenden den Neuherbeiströmenden versicherten, daß nichts los sei. Mit einbrechender Nacht war alles vorüber. In den Straßen von Gumpendorf, in denen sich das Volk mit Polizei und Militär über eine Woche johlend und schreiend gebalgt hatte, saßen die Einwohner rauchend und plaudernd vor den Haustüren und genossen nach des Tages Last und Hitze die Kühle des Abends.

Das Bürgertum war durch den glatten Abschluß der Demonstrationen enttäuscht und erschreckt und mehr als je davon überzeugt, daß sie „gemacht" waren. Selbst Leute, die etwas Einblick in die Bewegung hatten, konnten sich unseren Erfolg nicht anders erklären. Dr. Mauthner, mit dem ich den folgenden Montag zu tun hatte, sagte mir sehr ernst: „Ich spreche als Freund, wenn ich Ihnen sage: Das sollten Sie nicht wieder tun." Ich versicherte ihm, daß wir mit den Anfängen der Bewegung nichts zu tun gehabt hätten und er glaubte meinem Wort. „Aber Herrn von Schmeidel, mit dem ich heute gesprochen, könnten Sie nicht überzeugen", meinte er lächelnd. „Er hält die ganze Sache für sehr gut organisiert, und zwar durch Sie."

VII.

Man war bei der Auflösung der Vereine sehr summarisch vorgegangen. Eine individuelle Behandlung der Organisationen hielt man nicht für nötig. Noch weniger eine eingehende Begründung der Auflösungen. Die 27 Dekrete für die Wiener Vereine waren wörtlich übereinstimmend und äußerst lakonisch gehalten. Es wird jedem Verein mit dürren Worten mitgeteilt, daß er durch Erlaß der Statthalterei vom 27. Juli auf Grund der §§ 24 und 25 des Vereinsgesetzes vom 15. November 1867 aufgelöst sei. Der angezogene § 24 bestimmt, daß jeder Verein aufgelöst werden könne, wenn er seinen statutenmäßigen Wirkungskreis überschreitet oder „den Bedingungen seines rechtlichen Bestandes nicht mehr entspricht." Der § 25 enthält formale Bestimmungen und das Rekursrecht der Vereine. Wenn

die Regierung — gestützt auf den toten Buchstaben eines rückständigen Gesetzes — formell im Recht war, einen Teil der Vereine aufzulösen, so hatte die junge Arbeiterpartei das lebendige, noch ungeschriebene Recht, die sittliche Gewalt auf ihrer Seite; das Recht zu bestehen, sich zu entwickeln und ihre geschichtliche Aufgabe zu erfüllen. Was wäre der Arbeiter-Bildungsverein jener ersten Periode gewesen, ohne Statutenüberschreitung? Ein Fortbildungsverein, wie so viele andere und als solcher gewiß wohltätig wirkend; sicher nicht, was er gewesen: Vorbild, Führer und Bahnbrecher für alle anderen Vereine, Grund- und Eckstein der österreichischen Arbeiterbewegung! Nein, wir hatten im Bewußtsein unserer Mission keinen allzu großen Respekt vor den engen Statuten, die uns eine reaktionäre Behörde väterlich herablassend bewilligte und stiegen da und dort vorsichtig über die Fußangeln hinweg, die uns gelegt waren. Ja — ich will es nochmals sagen — wir haben trotz obrigkeitlichen Verbotes politisiert. Und noch dazu wie! Nicht so geschickt, nicht so staatsmännisch, wie wir es heute machen, aber dafür mit einer maßlosen Begeisterung. Wenn wir es in unseren Protesten und Rekursen in Abrede stellten, so war das durch den eisernen Zwang der Verhältnisse gerechtfertigt. Wir kämpften um unsere Existenz, befanden uns im Zustand der Notwehr und konnten es mit den Mitteln der Verteidigung nicht so genau nehmen. Uebrigens hatten wir auch das formale Recht insofern auf unserer Seite, als wir verlangen konnten, daß uns die Handlungen, durch die wir gegen das Vereinsgesetz verstoßen hatten, nachgewiesen oder wenigstens bezeichnet würden. Das taten wir auch sehr energisch. Schon am 3. August — die Auflösungsdekrete waren am 30. Juli veröffentlicht worden — gingen die Schreiner unter der Führung Heckers, der durch die Untersuchungshaft und seine Verurteilung nicht im geringsten mürbe gemacht war, auf die Statthalterei, um gegen die Auflösung ihres Vereines zu protestieren. Den Tag darauf machten unser sechs vom Arbeiter-Bildungsverein, der Obmann Reiter an der Spitze, denselben Weg, um die näheren Gründe der Auf-

lösung zu erfahren. Der Leiter des Amtes, ein Herr Kutschera, empfing uns mit nichtssagender, unverbindlicher Höflichkeit und beantwortete unsere dringenden Fragen mit vagen Redensarten über den Hochverratsprozeß, der die Ueberschreitung des statutenmäßigen Wirkungskreises des Vereines bloßgelegt habe. War der Mann zurückhaltend und ausweichend, so waren wir um so bestimmter. Ich setzte dem glatten Herrn des längeren auseinander, daß wir uns mit allgemeinen Hinweisen und Behauptungen nicht zufrieden geben könnten, sondern auf einer eingehenden Begründung der Auflösungen bestehen müßten, in der uns ganz bestimmte gesetz- und statutenwidrige Handlungen nachgewiesen werden. Der Bildungsverein sowie die Fachvereine erfüllten nachweisbar gemeinnützige Aufgaben und seien zum Teil auch Unterstützungskassen, die man nicht auf einen Verdacht hin ausmerzen könne! Die Willkür der Behörden illustrierte Genosse Schmidt mit der kitzlichen Frage, warum man einen Fachverein aufgelöst habe — ich weiß nimmer, welcher es war — der drei Tage vor seiner Auflösung bewilligt worden war und noch gar keine konstituierende Versammlung abgehalten hatte, also auch noch nicht gesündigt haben konnte. Aber Herr Kutschera war um die Antwort nicht im geringsten verlegen. Er erklärte uns lächelnd, daß sich in diesem noch ungeborenen Verein „wahrscheinlich sehr bald die staatsgefährliche Tendenz herausgebildet haben würde". Höchst wahrscheinlich! Und auf solche Wahrscheinlichkeiten hin, wurden Dutzende von Vereinen „im Namen des Gesetzes" vernichtet! Uebrigens gab uns der freundliche Herr die Zusage einer eingehenderen Begründung sowie die tröstliche Versicherung, daß das Vereinsgesetz, trotz allem Anschein, nicht aufgehoben sei und Neugründungen nichts im Wege stünde. Wir hatten von unserem Schritt nicht mehr erwartet und wollten der Behörde nur zeigen, daß wir entschlossen waren, jeden Fußbreit des engen armseligen Rechtsbodens, auf dem wir standen, mit aller Energie zu verteidigen. Außer den Schreinern wollten sich noch einige Fachvereine das Vergnügen nicht entgehen lassen, Herrn Kutschera persönlich

kennen zu lernen und sandten Abordnungen auf die Statthalterei. Alle mit demselben Erfolg und derselben Absicht: der Regierung zu zeigen, daß gegenüber dieser Einheit und Entschlossenheit des Volkes von einer tatsächlichen Aufhebung des Vereinsrechtes, das ihr von beschränkten und übereifrigen Patrioten empfohlen wurde, keine Rede sein könne.

Die von der Statthalterei versprochene eingehende Motivierung der Auflösungen erschien am 21. August und war von unserem Freunde, dem Polizeidirektor Lemonnier, gezeichnet. Was wir verlangt hatten, enthielt sie natürlich nicht. Sie war im Gegenteil nichts als eine Variation des Giskraschen Bannfluches sowie der Anklage und des Urteils im Hochverratsprozeß, ohne irgend einen neuen Gedanken. Die Behandlung ist auch hier wieder eine summarische. Es werden alle Vereine — auch der noch ungeborene — in einen Topf geworfen. Sie haben alle ihren statutenmäßigen Wirkungskreis „durch die Ausdehnung der Vereinstätigkeit auf das Gebiet der Politik nur allzu häufig überschritten". Aus „zahlreichen Reden" der Vereinsmitglieder gehe zur Evidenz hervor, „daß die als Vereinszweck bezeichnete Förderung der geistigen und materiellen Interessen der Arbeiter vor allem auf dem Wege der politischen Agitation angestrebt wird". „Diese Agitation" ... wird „durch die Annahme und Empfehlung des in einer Versammlung zu Eisenach im Monat August 1869 festgestellten Programms der sozialdemokratischen Partei, dann durch die Forderung des allgemeinen direkten Stimmrechtes auf das Feld der allgemeinen Politik übertragen und verstößt geradezu gegen die Grundlage der bestehenden Reichs- und Landesverfassung". Im weiteren wird ausgeführt, daß „eine derartige Wirksamkeit ihrem Wesen nach als staatsgefährlich bezeichnet werden" müsse, worauf zur Unterstützung dieser Folgerung der Urteilsspruch im Hochverratsprozeß angezogen wird, nach welchem „die Vorbereitung und die Durchführung dieses Programms objektiv den Tatbestand des Verbrechens des Hochverrats" bilde. Wie man sieht, war die Regierung noch sehr gnädig, als sie sich mit

der Verurteilung von vier Hochverrätern und der Auflösung von einigen Dutzend Vereinen begnügte, deren Mitglieder alle bis über die Knie in Hochverrat wateten. Freilich war nur der „objektive" Tatbestand des Verbrechens gegeben und in objektiven Urteilen schwelgte der damalige Rechtsstaat geradezu, wie ich noch zeigen werde. Im Hochverratsprozeß waren den Angeklagten alle möglichen Programme, Handlungen, Resolutionen und Beschlüsse zur Last gelegt worden, mit denen sie gar nichts zu tun hatten. Nun wurde der Spieß umgedreht und die Verbrechen unserer Führer und ihre „zahlreichen Reden" — wo diese auch gehalten worden waren — den Vereinen auf das Schuldkonto gesetzt. Das konnte nicht wundernehmen bei einer Regierung, die neugeborene Vereine, nicht etwa aus Mißverständnis, sondern grundsätzlich auflöste! Einfacher und ehrlicher wäre es gewesen, zu sagen: Eure Vereine sind uns ein Pfahl im Fleische. Wir haben die Macht und sind gewillt, sie zu mißbrauchen. An die Gesetzmäßigkeit des Vorgehens glaubte ja doch kein Mensch. — Nach und nach wurden von allen aufgelösten Vereinen Rekurse eingereicht. Wir hatten keine Eile damit, da wir nicht die geringste Hoffnung daran knüpften. Der Rekurs des Arbeiter-Bildungsvereines wurde erst anfangs Oktober eingegeben. Um so dringender schien uns die Neugründung von Vereinen, die sofort nach den Auflösungen in die Hand genommen wurden. Das war nun freilich keine leichte Arbeit. Schon in Friedenszeiten wurde die Vereinsfreiheit dem Volke nur sehr vorsichtig in homöopathischen Dosen verabfolgt. Es gab wohl keinen Arbeiterverein, dessen Statuten auf die erste Eingabe unverstümmelt bewilligt wurden. Nun, nachdem so schnöder Mißbrauch mit der köstlichen Gabe getrieben worden war, hielten sich die Polizeiseelen für berechtigt, noch schärfere Saiten aufzuziehen. War es schon vorher schwer, einen Verein zu gründen, so wurde dies heikle Geschäft nun zu einer kleinen Unmöglichkeit. In den Statuten aller aufgelösten Vereine war die Behandlung von Politik und Religion ausdrücklich ausgeschlossen. Was konnten wir mehr tun und was konnte die Polizei mehr verlangen? Sie ver-

langte, daß wir diesen Verzicht auf Schritt und Tritt, in jedem Paragraph aussprechen sollten. Sie witterten überall diese gefährlichen Dinge. Die Arithmetik schien ihnen verdächtig, wenn sie nicht „mit Ausschluß der Politik" getrieben wurde, und ein Zuschneidekurs war nicht bazillenfrei, der nicht die Religion weit von sich wies. Wir wurden sehr freigebig mit den Worten „Ausschluß der Politik und Religion" und einige Berufe, deren Führern trotz allem der Humor nicht ausgegangen war, sandten geradezu groteske Statuten ein, um dem Verlangen der Behörden genug zu tun oder sie lächerlich zu machen. Den armen Schelmen schien es doch nach und nach aufzudämmern, daß alle formellen Verzichte keinen Wert hätten, ja, daß jeder Arbeiterverein, den man bewilligte, seiner innersten Natur nach, ein eminent politisches Wesen war, was auch in seinen Statuten stehen mochte. Von dieser Wahrheit durchdrungen und in der Hoffnung, daß wir schon wieder unseren Weg finden würden, wenn wir erst Boden unter den Füßen hätten, gaben wir schrittweise den unsinnigen Forderungen der Polizei nach. Die am 13. August eingereichten Statuten des Arbeiter-Bildungsvereines kamen unbewilligt zurück, nicht bloß, „weil soziale und geschichtliche Vorträge in das Gebiet der Politik übergreifen können", sondern auch wegen der im Statut vorgesehenen Stellenvermittlung, die einen „Eingriff in die Rechte der Genossenschaften" darstelle. Die Verteidigung dieser vorsintflutlichen Institutionen mit ihren betrügerischen Verwaltungen und ihren enormen Schulden war um so charakteristischer für das Wohlwollen der Behörden gegenüber den Arbeitern, als der aufgelöste Verein bereits eine Arbeitsvermittlung betrieben hatte, die nicht angefochten worden war. — Eine zweite Statuteneingabe hatte keinen besseren Erfolg. Man fand, daß auch in „gewerblich-technischen Vorträgen" Politik getrieben werden könne. Wir waren aber nicht zu ermüden und machten eine dritte Eingabe, die mit dem besten Willen nicht zurückgewiesen werden konnte. Das Statut wurde genehmigt, allerdings unter einer Bedingung, die von uns als sehr drückend und demütigend empfunden

wurde. In der Unterrichtserteilung sollten wir uns „an die über das Schulwesen bestehenden Gesetze“ halten. Am 13. November 1870 fand die konstituierende Versammlung des neuen Vereines statt, der natürlich der alte, nach dreieinhalb Monaten wiedererstandene Bildungsverein war. Als Schriftführer des Organisationskomitees fiel mir die peinliche Aufgabe zu, das neue Statut, das ich in meinem Bericht selber ein Zerrbild des alten nannte, zur Annahme zu empfehlen. Ich weiß heute noch, wie schwer mir das wurde. Gegen eine sehr kleine Gruppe von Opponenten, die aus äußerst verschiedenen Elementen bestand, stimmte die über 2000 Teilnehmer zählende Versammlung mit Begeisterung für die Annahme. Nicht weil sie das Statut für annehmbar hielt, sondern weil alle davon überzeugt waren, daß wir wieder einen Sammelpunkt haben mußten. Wir wollten bessere Zeiten lieber im als außer dem Verein abwarten.

Bevor ich auf eine Schilderung der Lage und Verfolgung des Parteiorgans übergehe, möchte ich ganz kurz andeuten, wie sich die Arbeiterschaft zu den großen geschichtlichen Ereignissen jener Zeit, zum Deutsch-Französischen Krieg stellte. Daß die österreichischen Staatsmänner ein Bündnis mit Frankreich planten, dessen Abschluß nur durch den überstürzten Angriff der Franzosen und die raschen unerwarteten Siege Deutschlands verhindert wurde, ist nun eine geschichtliche Tatsache. Im Sinne eines solchen Bündnisses wurde das Publikum von dem Teil der Presse bearbeitet, der nicht aus dem deutschen Reptilienfonds gespeist wurde. Eine Bearbeitung des Volkes war übrigens nicht nötig; es war in seiner großen Masse fanatisch französisch gesinnt und empfand das Unglück der Franzosen wie eigene Niederlagen. Die organisierte Arbeiterschaft machte darin keine Ausnahme. Wie weit das Bedürfnis nach Revanche in dieser Volksstimmung zum Ausdruck kam, will ich dahingestellt sein lassen. Genug, eine ausgesprochene deutschfeindliche Strömung war vorhanden, welche der „Volkswille“ nicht völlig übersehen und noch weniger fördern konnte. Ich beschränkte mich des-

halb im ersten Teile des Krieges auf die Mitteilung von Ereignissen und eine allgemeine Verurteilung des Krieges, bis der Sturz des Dezembermannes und die Ausrufung der Republik die Sachlage änderte. Nun konnte man den französischen Neigungen des Volkes die Zügel schießen lassen. An einen Krieg mit dem siegreichen Deutschland dachte niemand mehr, aber einen ehrenvollen Frieden für beide Teile und vor allem die Einstellung des Blutvergießens verlangte alle Welt. In zwei Volksversammlungen, am 13. November und 5. Dezember, wurde gegen die Fortsetzung des Krieges und die Annexion von Elsaß-Lothringen protestiert und die Anerkennung der französischen Republik durch die österreichische Regierung verlangt. Die Versammlung vom 5. Dezember war — da man uns unter nichtigen Vorwänden die Bewilligung verweigert hatte — vom demokratischen Verein „Gleichberechtigung" in Schwenders Kolosseum einberufen worden und gestaltete sich zu einer gewaltigen Demonstration der Wiener Arbeiter, die — wie die „Tagespresse" schrieb — zeigten, „wie wenig niederdrückend die in letzter Zeit geübte Maßregelung des Arbeitervereinswesens auf die Partei gewirkt" habe. Sieben- bis achttausend Menschen füllten Saal und Galerien und andere Tausende mußten wieder umkehren, da sie keinen Einlaß finden konnten. Nach einer Eröffnungsrede ihres Obmannes traten die Einberufer gutmütig in den Hintergrund und die Versammlung konstituierte sich als sozialdemokratische Gemeinde, in der ich den Vorsitz übernahm. Zum ersten Punkt der Tagesordnung: „Die inneren und äußeren Gefahren Oesterreichs" erklärten wir in einer Resolution, daß die Hauptgefahr des Reiches in der Entrechtung des Volkes liege und verlangten zur Abhilfe alles, was durch richterliche Erkenntnisse und Ministerialerlässe verpönt war, vor allem Koalitionsfreiheit und das allgemeine Wahlrecht. Beim zweiten Verhandlungsgegenstand: „Der Deutsch-Französische Krieg" veranlaßte unser Gönner und Quasigenosse, der Bankier Deutsch, ein heiteres Intermezzo. Er erschien auf der Tribüne, um rücksichtslos gegen Preußen loszuziehen. „Die Eidbrüche

der Hohenzollern", auf die er unter stürmischem Beifall der Versammlung hinwies, machten den landesfürstlichen Kommissär nervös, der wahrscheinlich den Auftrag hatte, keine offenen Angriffe auf Preußen-Deutschland zu dulden. Wie das zu geschehen pflegt, griff er dann an der unrechten Stelle ein und verlangte von Deutsch die Zurücknahme des harmlosen Ausdruckes: „das veraltete Haupt" des Königs von Preußen. Unter einem ironischen Beifallssturm kam der Redner dem Verlangen nach und setzte dem Hohenzoller die deutsche Kaiserkrone auf das „ehrwürdige" Haupt.

Deutsch entwickelte während des Krieges eine lebhafte politische Tätigkeit, reiste mehr als sonst zwischen Wien und Paris hin und her und suchte die Partei für seine — wie er uns glauben machen wollte, selbstlosen — Pläne zu gewinnen. Kurz nach Sedan kam er zu mir, um der Partei einen fabelhaften Vorschlag zu machen. Er teilte mir mit, daß sich eine Gruppe von Männern zusammengefunden hätte, welche die österreichische Arbeiterbewegung, die ihr sehr am Herzen läge, durch die Gründung eines sozialdemokratischen Tagblattes fördern wolle. Es seien bereits die nötigen Kapitalien dafür gezeichnet, und Professor Eckardt aus Mannheim als Chefredakteur gewonnen. Der „Volkswille" sollte als Sonntagsbeilage des Tagblattes unter meiner, notabene, völlig unabhängigen und gut bezahlten Redaktion weiter erscheinen. Ich ließ ihn ausreden, obwohl ich schon bei Beginn seiner Auseinandersetzungen meine Antwort fertig hatte. Finanzmänner, die große Summen für ein Arbeiterblatt geben wollten und der schönrednerische Volksparteiler als Redakteur eines sozialdemokratischen Blattes — eine neue Auflage der Republik mit dem Großherzog — waren meiner Einfalt unfaßbare Dinge. Das sagte ich ihm auch mit dem Zusatz, daß ich für meine Person mit der geplanten Unternehmung nichts zu tun haben wolle. Ohne ihm irgend welche Hoffnung zu machen, erklärte ich mich aber bereit, die Sache unseren Vertrauensmännern vorzulegen. Das tat ich dann auch mit dem von mir erwarteten Ausgang. Wir waren alle einig, den Vorschlag abzulehnen, der uns als ein plumper Versuch er-

schien, den guten Namen der Partei und unseren Einfluß auf das Volk zu politischen Zwecken zu mißbrauchen. Ich war nie Politiker und habe mir weder damals noch später den Kopf darüber zerbrochen, in wessen Auftrag Herr Deutsch zu uns gekommen sein mag. Heute bin ich geneigt, seinen Vorschlag als ein Finanzmanöver zu betrachten, bei dem die Politik nur ein Mittel zum Zweck war. Unter diesem Gesichtspunkt schrumpft das Komitee von sonderbaren Schwärmern, die ein sozialdemokratisches Tagblatt gründen wollten, in die Person unseres Versuchers zusammen.

VIII.

Fast ebenso wichtig wie die Vereine war für die junge Bewegung — und damit auch für die Regierung — die Arbeiterpresse. Der „Volkswille", der die Angeklagten im Hochverratsprozeß verteidigte, die Auflösung der Vereine als rechtswidrig brandmarkte, eine gewalttätige und stupide Polizei in jeder Nummer an den Pranger stellte und ohne Unterlaß die Grundsätze predigte, die durch einen Ministerialerlaß verpönt und durch ein richterliches Urteil als Hochverrat gestempelt waren, sollte um jeden Preis vernichtet werden. Nachdem die Behörde einmal zu diesem Entschluß gekommen war, ging sie forsch ins Zeug und war dabei in der Wahl der Mittel nicht gerade heikel. Die Konfiskationen des „Volkswille" lagen am nächsten. Die Partei war arm und das Blatt wurde zum größten Teil im Einzelverkauf abgesetzt. Wir druckten bereits im Sommer 5000 bis 6000 Exemplare und hätten damit unsere Kosten vollständig decken können, wenn uns die Polizei nicht so oft unsere Auflage ganz oder teilweise weggenommen hätte. Wenn sie oft genug und energisch zugriff, konnte sie uns in finanzielle Not bringen, ja unter Umständen den Lebensfaden abschneiden. Und sie griff im Interesse des gefährdeten Staates herzhaft zu. In dem vor mir liegenden, nicht ganz vollständigen Exemplar des „Volkswillens" zähle

ich in der Zeit vom März 1870 bis Februar 1871, also im Jahre meiner Redaktion, nicht weniger als neun Konfiskationen! Wohlverstanden, von den 52 Nummern dieses Jahres, wurden uns neun, also mindestens jede sechste Nummer — ich will keinen beleidigenden Ausspruch gebrauchen und bediene mich deshalb des amtlichen Terminus — „beschlagnahmt". Dazu kamen noch zwei Konfiskationen einer Aufforderung zum Abonnement in Zirkular- und Plakatform, deren Zweck in die Augen springend war. Abonnements hätten das Blatt sichergestellt, den materiellen Schaden, den die Beschlagnahmen verursachten, auf viele übertragen und dadurch erträglicher gemacht. Das war aber gerade für die Polizei ein Grund, sie zu hintertreiben. Die Konfiskationen des Blattes verfehlten vollständig ihren Zweck, wenn sie uns nicht materiell schädigten, denn moralisch gewannen wir durch sie in den Augen des Volkes. Auch die Beschlagnahme zweier Nummern hintereinander, wie sie im Juli und August vorkamen, waren wohl nicht auf ihren aufreizenden Inhalt zurückzuführen, sondern eher aus taktischen Gründen unserer Gegner zu erklären. Wenn unsere Leute in der Provinz drei Wochen das Blatt nicht zu Gesicht bekamen, konnten sie glauben, daß dessen Unterdrückung gelungen sei. So kamen wir, trotz einer erheblichen Abnehmerzahl während des Sommers, besonders als alle Vereine aufgelöst waren, in materielle Not, welche Sammlungen zur Unterstützung des Blattes unter den Parteigenossen nötig machte. In Parantheſe möchte ich hier erwähnen, daß ich von Außenstehenden nichts mehr nehmen wollte, selbst nicht von Dr. Ladendorf, der die „Volksstimme" regelmäßig unterstützt und auch einen Teil der Kaution unseres Blattes geleistet hatte, weil er an die Subvention Bedingungen knüpfte, die mir als Einschränkung meiner redaktionellen Freiheit nicht annehmbar schienen. Die Haltung der Angeklagten im Hochverratsprozeß hatte nicht seinen Beifall. Er fand vielmehr, sie hätten offener und grundsätzlicher für die Republik eintreten müssen. Dabei legte er mir nahe, daß der von ihm verwaltete Fonds für die Grün-

dung der deutschen Republik gesammelt worden war und gab mir den Rat, mit den demokratischen Elementen des Bürgertums etwas mehr Fühlung zu halten! Unsere Bezirksdemokraten machten sich wahrscheinlich „von der weiten ganz entfernt", was ihre günstige Beurteilung durch Ladendorf einigermaßen entschuldigt. Uebrigens haben wir uns die Demokraten, so gut es ging, stets gefallen lassen und mit den ernsteren unter ihnen immer gute Beziehungen unterhalten. Die erwähnten Aeußerungen Ladendorfs kamen — kurz nach dem Hochverratsprozeß — als Begleitschreiben zu einer Sendung von 500 Franken in Gold für das Blatt, als erste und letzte Subvention, die während meiner Zeit von dort eingegangen ist. Ich ließ das Geld durch den Administrator Reiter dankend quittieren und schrieb Ladendorf nach einer Besprechung mit den leitenden Genossen höflich und bestimmt, daß wir in Zukunft keine weiteren Unterstützungen mehr erwarteten, da wir keine Bedingungen in Bezug auf die Haltung des Blattes annehmen könnten. Das war meine einzige Begegnung mit Ladendorf. Oberwinder wird ihn später schon wieder mächtig angepumpt haben!

Wer etwa aus den vielen Beschlagnahmen schließen wollte, das Blatt habe sie durch eine heftige maßlose Sprache herausgefordert oder doch erleichtert, der würde weit fehl gehen. Ich war mir völlig bewußt, daß der „Volkswille" — besonders nach der Vereinshetze im Sommer — das einzige Bindeglied der Partei war und aufrecht erhalten bleiben mußte, koste es, was es wolle. In diesem Bewußtsein habe ich in einer Form geschrieben, die mich heute durch ihre Mäßigkeit und Umsicht um so mehr in Erstaunen setzt, wenn ich mir die Aufregung und das Kampfgetöse jener Tage in Erinnerung bringe. Nicht als ob ich nicht auch einmal ordentlich um mich geschlagen hätte! Die beste Abwehr ist bekanntlich der Angriff und sicher habe ich nicht bloß Hiebe pariert, sondern auch welche ausgeteilt. Ja, es mag auch sein, daß ich für ein Dutzend Streiche ihrer dreizehn zurückgegeben habe. Aber alles zusammengenommen, war die Sprache und Haltung des

Blattes für ein verfolgtes Kampf- und Parteiblatt eine äußerst ruhige und mäßige. Eines freilich durfte die Aufrechthaltung des Blattes nicht kosten: unsere Parteigrundsätze. Und ich glaube, daß die alten vergilbten Blätter, die da vor mir liegen, in dieser Richtung eine strenge Prüfung aushalten. Manches mag freilich sonderbar darin anmuten. Die durch keine politischen Erwägungen getrübte naive und einheitliche Auffassung aller Verhältnisse, das Gerade-darauf-losgehen, die doktrinären Lösungen der schwierigsten Probleme! Das lag aber alles in der Zeit und den Verhältnissen. Die Periode der hohen und bürgerlichen Gönnerschaften gehörte der Vergangenheit an. Wir waren richtig eingeschätzt, waren verfolgt, verachtet und außer das Gesetz gestellt, hatten keine schönen Beziehungen und brauchten deshalb keine Rücksichten zu nehmen oder Kompromisse zu schließen, um etwas zu erreichen. Es gab auch noch nichts zu erreichen und unsere Aufgabe bestand einzig und allein in der Organisation der Massen und in der Propaganda für ein neues Recht und die sozialistischen Grundsätze, deren Verwirklichung aber in so weiter Ferne lag, daß wir uns über ihre Schwierigkeiten nicht den Kopf zu zerbrechen brauchten. Aus der Anerkennung, die mir damals von führenden Genossen außer Oesterreich zuteil wurde, glaube ich schließen zu dürfen, daß die Haltung des Blattes in der Hauptsache die richtige war. Und wenn Karl Marx mir bei unserer ersten persönlichen Begegnung auf dem Haager Kongreß herzlich die Hand drückte und sagte: „Wir haben uns an Ihrer Arbeit gefreut", so war das wohl kaum eine leere Höflichkeit zur Ermunterung des jungen Streiters.

Hatte Marx Freude an meiner Arbeit, so war sie dagegen unserem Staatsanwalt eine unerschöpfliche Quelle des Aergers und des Verdrusses. Nicht wie ich schrieb, sondern was ich schrieb, brachte den Sachwalter der Reaktion in den Harnisch. Ich mochte angreifen, was ich wollte, ich kam fast immer, wenn nicht mit dem Gesetz, so doch mit Herrn v. Schmeidel in Konflikt und keine Nummer war vor einer Konfiskation sicher. Die erste traf mich im Mai,

als ich meinem Schmerz und meiner Entrüstung beim Tode unseres braven Reichenberger Genossen Josef Krosch Ausdruck gab, den man noch mißhandelt hatte, als er schon ein sterbender Mann war. Eine solche Mitteilung kann man Arbeitern nicht machen, ohne sie „aufzuwiegeln" und die Behörde darf die Aufwiegelung nicht dulden. Die Auflage dieser Nummer wurde also zum großen Teil beschlagnahmt. Dann kam der Hochverratsprozeß. Ich kämpfte meine Empörung nieder, so gut ich konnte, mußte aber doch der Wahrheit die Ehre geben und sagen, was die Spatzen von den Dächern pfiffen, nämlich, daß der Prozeß ein schamloser Tendenzprozeß gewesen sei, in welchem man unschuldige Männer verurteilt hatte. Das war wieder eine Aufreizung durch Herabwürdigung eines richterlichen Urteils — und was weiß ich, was sonst noch! — und der Staatsanwalt holte sich, besorgt um die öffentliche Ruhe und Ordnung, so viel von der Auflage, als er erwischen konnte. Die nächste Nummer, in der ich mich erklären wollte, erregte abermals seinen Unwillen und fiel ihm zum Opfer. So ging's weiter. Die Arbeiterunruhen nach der Massenauflösung der Vereine konnte ich selbstverständlich nicht besprechen, ohne mit dem gestrengen Herrn in Konflikt zu geraten, und endlich fand er nicht bloß in der „Tagesgeschichte", sondern auch in einem Ausweis über „eingegangene Unterstützungsbeiträge" für das Blatt Steine des Anstoßes. Daß ihm dieser Ausweis — ein ehrendes Zeugnis der Opferwilligkeit der Partei — keine erbauliche Lektüre gewesen, ist ohneweiters anzunehmen. Um ihn aber zu etwas Gesetzwidrigen zu stempeln, mußte er mit einer Aufforderung zum Abonnement an der Spitze derselben Nummer zusammengekoppelt werden, die formell mit den Sammlungen nicht das mindeste zu tun hatte! So wurde ein Vergehen nach § 310 konstruiert, welcher Sammlungen zur Vereitlung der Folgen strafbarer Handlungen verbietet, um der Unterstützung des „Volkswillens" durch die Parteigenossen einen Riegel vorzuschieben. Man hoffte damit zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen und Konfiskation und indirektes Sammlungsverbot zu gleicher

Zeit auszusprechen, hat aber, wie glücklicherweise sehr häufig, daneben geschlagen. — „Oesterreichische Freiheiten" — ein äußerst heikles Thema — konnte man selbstverständlich nicht in einem Leitartikel besprechen lassen, wie es uns nicht wundernehmen wird, daß der Staatsanwalt in einer kleinen, sehr maßvollen Arbeit, „Die Sozialdemokratie und der katholische Klerus", in der ich mich mit den damaligen Christlichsozialen auseinandersetzte, eine Aufreizung gegen eine Religionsgenossenschaft und die Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche entdeckte. Als ich endlich im November und Dezember Gelegenheit hatte, mich vor dem Schwurgericht zu verteidigen, trat ich dem Staatsanwalt wieder auf die Hühneraugen. Ein kurzer Artikel über die zweite Verhandlung, in welcher der Hochverratsprozeß zum nicht geringen Leidwesen der Behörden einer Revision durch die Geschwornen unterzogen worden war, enthielt das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe und durch meinen Verhandlungsbericht machte ich mich der „Weiterverbreitung einer verbotenen Druckschrift" schuldig! Ich konnte mich nicht wenden und drehen, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen und hätte ohne eine starke Dosis Selbstbewußtsein an mir selber irre werden müssen. Im Strafgesetzbuch war ich nach und nach wie zu Hause und mit dem § 65 d, besonders aber mit der gemütlichen Gruppe 300 bis 310, in der alle Sorten von Aufreizungen und Herabsetzungen gesammelt sind, stand ich sozusagen auf du und du. Störung der öffentlichen Ruhe war mein Beruf, Aufreizung gegen alle irdische und göttliche Autorität mein Tagewerk. Wenn man mich, entsprechend den Urteilen, die über meine Tätigkeit gefällt wurden, gestraft hätte, wäre ich wohl den schönsten Teil meines Lebens hinter Schloß und Riegel gesessen. Aber man war gnädig; man hatte es nicht so sehr auf den bescheidenen Redakteur als auf das lästige Blatt abgesehen. Man konfiszierte lustig darauf los und fällte sogenannte „objektive" Urteile, welche die Beschlagnahme bestätigten und das Blatt trafen, während gegen den Verfasser des inkriminierten Artikels keine An-

klage erhoben wurde. Von den neun konfiszierten Nummern meines Redaktionsjahres wurden sieben objektiviert; nur in zwei Fällen, von denen ich noch erzählen will, wurde ich vor das Schwurgericht gestellt. Diese Bevorzugung des objektiven Verfahrens ist nicht einer Geringschätzung meiner Person, sondern dem zünftigen Mißtrauen der Staatsanwaltschaft gegen das Institut der Geschwornengerichte zuzuschreiben. Sonst hätte man gewiß gerne das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, das Blatt beschlagnahmt und dem unbequemen Artikelschreiber einen Denkzettel gegeben. So sonderbar es auch klingen mag: ich stand unter dem Schutze der neuen Institution, die damals noch auf Preßdelikte beschränkt war und die der Staatsanwalt mehr zu fürchten hatte als ich. Die behäbigen Bürger, welche zum Geschwornendienst berufen wurden, mögen beschränkt und in den Vorurteilen ihres Standes befangen gewesen sein, ein ausgesprochenes, den Arbeitern feindliches Klassenbewußtsein, das man ohneweiters zu politischen Zwecken mißbrauchen konnte, hatten sie jedoch noch nicht. Und es war um so weniger Verlaß auf sie, als der Geist der Opposition und der Unzufriedenheit auch unter ihnen umging. Ich übersehe in meinem Urteil keineswegs den Schuldspruch der Geschwornen gegen meinen Bruder Andreas im Februar 1870, der entschieden in die Kategorie der Klassenurteile fällt. Ich möchte nur feststellen, daß die Geschwornen jener Zeit in dieser Richtung noch nicht verläßlich, noch kein williges oder auch nur willenloses Werkzeug in der Hand der Behörde waren, wie ich zu meinem Vorteil erfahren habe. Nach dem Ergebnis meiner zwei Prozesse, welche der Anklage ein klägliches Fiasko einbrachten, war mit Sicherheit anzunehmen, daß sich der Staatsanwalt auch in allen übrigen leichteren Fällen eine heillose Blamage geholt hätte und außerdem durch einen Freispruch gezwungen gewesen wäre, die konfiszierte Nummer wieder herauszugeben. Gegenüber diesen Gefahren gab es für die Herren kein anderes Mittel, das Blatt zu treffen, als das objektive Verfahren, das sie denn auch — ihrem politischen Bedürfnis entsprechend — ohne Rücksicht auf die öffentliche

Meinung oder das Rechtsbewußtsein des Volkes, so weit es im Schwurgericht verkörpert war, zur Anwendung brachten. Formell mögen sie dabei im Rechte gewesen sein. Tatsächlich war ihr Vorgehen nicht bloß ein Unrecht gegen den Redakteur, den sie seinen gesetzlichen Richtern entzogen und ihm die Möglichkeit nahmen, sich gegen die Anklagen zu verteidigen, sondern auch eine offenbare Umgehung des neuen Gesetzes über die Geschwornengerichte.

Die Herren konnten also nicht anders. Wollten sie die Verfolgung des Blattes nicht ganz aufgeben, so blieb ihnen nur das objektive Verfahren. Der kaiserliche Adler, der über dem Abdruck der objektiven Erkenntnisse prangte, wurde ein so häufiges Ornament der Stirnseite unseres Blattes, daß er nach und nach weniger Beachtung fand. Auch die Urteile verloren ihren Reiz und wurden nicht mehr gelesen. Sie boten so wenig Abwechslung und es war im Grunde ganz gleichgültig, welcher Artikel dem Staatsanwalt den Vorwand zur Konfiskation gegeben hatte. Nach einer Aufzählung der inkriminierten Stellen, welche den Tatbestand eines Vergehens oder Verbrechens begründen sollten, folgte die Mitteilung, daß von einer subjektiven Verfolgung Umgang genommen wurde — natürlich ohne Angabe der Gründe. Sodann wurde die Weiterverbreitung des corpus delicti verboten und die Vernichtung der konfiszierten Exemplare verfügt.

Verbot und Verfügung blieben freilich sehr häufig ein frommer Wunsch. Für die Weiterverbreitung sorgten — trotz aller Gerichtsbeschlüsse — nicht bloß wir, wie noch zu zeigen sein wird, sondern auch die Diener des unheimlichen Hauses am Exerzierplatz. Ob sie die ihnen zur Vernichtung übergebenen Exemplare der Brandschriften aus sozialdemokratischem Empfinden oder aus niedrigen merkantilen Erwägungen schonten, will ich nicht näher untersuchen. Tatsache ist, daß sie *nicht* vernichtet wurden, sondern kurz nach der Beschlagnahme bei den Zeitungsverschleißern auftauchten, welche sie mit einem Zuschlag von 100 Prozent als Risikoprämie unter das Volk brachten, für das die verbotenen Früchte einen doppelten Reiz besaßen.

Ich habe vorhin die Sammlungen für unsere Inhaftierten erwähnt und angedeutet, daß die Polizei sie gerne verhindert hätte. Trotz der größten Vorsicht, mit denen sie veranstaltet wurden, erinnere ich mich an ein paar Konfiskationen von gesammelten Geldern, die man — so gut oder schlecht es ging — gesetzlich zu begründen suchte. Wenn irgend etwas für die Tiefe und den Ernst der Bewegung in jener Zeit spricht, so ist es die Beständigkeit und der Erfolg der Sammlungen für unsere verhafteten Wortführer. Ich weiß nicht mehr, wie viel im Jahre 1870 für sie zusammenkam. Aber es war nicht nur genügend, jedem der Verhafteten zu seiner Verköstigung regelmäßig vier Gulden wöchentlich zuzuschießen, sondern auch die Familien der Verheirateten, wenn nicht reichlich, so doch ausreichend zu unterstützen. Diese Unterstützung war natürlich verschieden je nach der Kinderzahl und den Verhältnissen. Die Verhafteten waren somit nicht völlig auf die abstoßende Gefängniskost angewiesen und brauchten davon nur das zu essen, was genießbar war, wie etwa das Brot; und ihre Familien wurden während ihrer Haft über Wasser gehalten. Die Tausende von Gulden, die wir dazu brauchten, bestanden fast ausschließlich aus Arbeiterkreuzern. Ich erinnere mich gerne an eine junge Weißnäherin, die regelmäßig alle vierzehn Tage in die Redaktion kam, um ein Zehnerl für die Inhaftierten zu bringen und dabei nach deren Befinden zu fragen. Zuschüsse von Außenstehenden und Menschenfreunden à la Scharf hatten wir keine mehr. Die Partei war — wie in anderen Beziehungen — völlig auf sich gestellt. Nur einmal erschienen zwei junge Studenten bei mir, um an die Unterstützungskasse einen Beitrag abzugeben, der statt unter einem Namen mit einem revolutionären Vers Freiligraths in der Sammelliste des „Volkswillens" quittiert werden sollte. Einundzwanzig Jahre darnach wurde ich in überraschender Weise an jenen Besuch erinnert. Es war im Hochsommer des Jahres 1891. Ich war von London zum internationalen Kongreß nach Brüssel gekommen und traf dort mit Viktor Adler zusammen, und zwar, wie ich glaubte, zum erstenmal in meinem Leben.

„Erinnern Sie sich nicht", fragte er mich, „an die zwei Studenten, die Ihnen damals Geld für die Inhaftierten brachten?"

Wie der Blitz zuckte mir's durch das Gehirn, als ich ihn schärfer ins Auge faßte: „Was!" rief ich, „jene zwei Studenten" — —

„waren Pernerstorfer und ich!"

IX.

Die Wegnahme der Auflage war wohl der bedeutendste, aber nicht der einzige materielle Schaden, den uns die Behörde zufügte. Die Versiegelung des verbrecherischen Schriftsatzes, und zwar nicht bloß einzelner Artikel, sondern der ganzen Form, traf uns fast ebenso empfindlich. Wir druckten das Blatt in der Switirochschen Genossenschaftsbuchdruckerei, einer Offizin mittlerer Größe, welche das Schriftzeug einer ganzen Nummer nur schwer entbehren konnte. Als die zweite Form versiegelt wurde, konnte unser Blatt nur in halber Größe erscheinen und mit der folgenden Konfiskation waren wir lahmgelegt. Es war kein Schriftzeug mehr vorhanden, wenigstens keines, das für unseren Zweck tauglich gewesen wäre. Da alle Gesuche um Entsiegelung des Satzes vergeblich waren — in der Staatsanwaltschaft freuten sie sich königlich über unsere Not — kam ein resoluter Schriftsetzer auf einen sehr einfachen Ausweg. Er schlug vor, „das Rabenvieh aberz'kletzeln" — er meinte den Adler auf dem Amtssiegel — einen Teil des Satzes herauszunehmen und darnach das Siegel wieder „anzupicken". „Ja aber was sollen wir dafür hineintun?" wurde ihm entgegengehalten. „Alts Zeug, das mer net brauchen — die Trotteln nehmen ein Plakat fürn ‚Volkswillen'"!

Der hochverräterische Plan kam aber nicht zur Ausführung. Ein findiger Lehrling entdeckte die schwache Seite der polizeilichen Verpackung, wodurch es möglich wurde, den Schriftsatz herauszuziehen, ohne dem „Rabenvieh" auch nur ein Federchen zu knicken. Der Vorsteher der Druckerei vergrub sich in sein Bureau und wusch seine Hände in Un-

schuld. — Aber auch uns anderen schien die Prozedur nicht geheuer und auch viel zu umständlich. Es wurde deshalb beschlossen, in Zukunft die Versiegelung des Satzes zu verhindern. Die Form mußte aufgelöst werden, bevor der Kommissär Hand an sie legen konnte. Dazu war die Druckerei im Parterre eines Hinterhauses der Alserstraße sehr günstig gelegen. Vom Maschinenraum aus konnte man die hohe Obrigkeit von der Straße eintreten und den Hof überschreiten sehen. Wir druckten jeden Freitag, gewöhnlich nachmittags, und wurden angehalten, während des Druckes die Pflichtexemplare abzuliefern, taten es aber gewöhnlich erst, wenn ein Teil der Auflage schon auf dem Wege in die Administration war. Um das Haus herum standen schon vom frühen Morgen an einige „Vertraute" (Detektivs), um zu überwachen, was ein- und ausging, vor allem, was von der Auflage hinausgetragen und wohin es gebracht wurde. Sobald die Pflichtexemplare ausgesandt waren, standen sie in der Druckerei auf der Wacht. Manchmal kam die Polizei in so kurzer Frist, daß man annehmen mußte, der Staatsanwalt habe die Konfiskation verfügt, ohne das Blatt auch nur anzusehen. — Im Augenblick, in welchem der Kommissär und seine zwei Handlanger ernst und feierlich zum Straßentor eintraten, wurde die Maschine stillgesetzt. Sechs bis acht Mann sprangen hinzu, um die Form zu lösen. Ein Dutzend Hände griffen zu gleicher Zeit an. Die Form wurde vorgestoßen, die Keile herausgeschlagen, der Rahmen abgehoben, die Satzkolonnen auf Schiffe geschoben und rasch auseinandergetragen. In gleicher Zeit brachten die Einlegerinnen die Auflage in Sicherheit. Auch das noch unbedruckte aber gestempelte Papier wurde noch von der Maschine herabgenommen, weil sie einmal — aus Versehen natürlich — ein paar tausend Bogen mitgenommen und uns trotz aller Proteste und Beschwerden weder das Papier noch den Betrag für den Zeitungsstempel herausgegeben hatten. An den Maschinenraum stieß eine kleine Schriftgießerei mit einem Nebenausgang in den Hof und einem großen Kamin, in dem die Auflage geborgen wurde. Das ging aber alles viel geschwinder, als ich es erzählen kann.

Die Leute arbeiteten mit einer wahren Begeisterung für eine gute Sache, die noch dazu von der volkstümlichen Freude gewürzt war, die Polizei ungestraft äffen zu können. Das war um so leichter, als der Staatsanwalt gewöhnlich einen Beamten zur Konfiskation abordnete, der sein Handwerk energielos und pfuscherhaft betrieb. Es war ein herabgekommener tschechischer Adeliger — den ich Herr v. Kratochwil nennen will — ein unbeholfener Mensch mit einem höflichen, fast schüchternen Auftreten. Nun, höflich waren sie fast alle, diese Leute. Wenn sie mit uns sprachen, hätte man sie für heimliche Parteigenossen halten können, die nur mit blutendem Herzen ihre Pflicht erfüllten. Herr von Kratochwil mußte vorne durch das Bureau eintreten, um dem Vorsteher der Druckerei seinen Auftrag mitzuteilen. Der tat bei solchen Gelegenheiten immer schrecklich erstaunt und hielt die Beamten, wenn nötig, mit leeren Redensarten so lange fest, bis sich der Lärm und die Aufregung in der Werkstätte gelegt hatten und er annehmen konnte, daß nun alles zum Empfang der Obrigkeit bereit war. Dann führte er sie durch den Setzersaal, wo die Arbeiter in heimlicher Freude wieder grinsend an ihrem Kasten standen. Im Maschinensaal herrscht die Ruhe des Kirchhofes. Auf der Maschine keine Form, kein Bogen Papier. Das Personal steht mit den Händen in den Hosentaschen erwartungsvoll herum.

„Haben Sie schon ausgedruckt?“ fragt erstaunt der Vorstand.

„Ja, schon lange“, antwortet der Maschinenmeister.

„Und die Auflage —?“

„Die haben s' abgeholt — schon vor einer halben Stund'.“

Der Vorstand zuckt mit den Achseln und sagt mit einem Anflug von Ironie: „Bedaure sehr, Herr von Kratochwil.“

Der Kratochwil ist nicht gar so beschränkt, um an das Bedauern zu glauben, und vermutet auch die Wahrheit über die Auflage; aber was will er machen? Er zieht ein einfältiges, enttäuschtes Gesicht und tut so, als ob er alles

glaubte. Ganz resultatlos darf aber seine Amtshandlung doch nicht sein; er will irgend etwas als Trophäe auf die Kanzlei bringen. Also sagt er: „Dann will ich wenigstens das Manuskript des inkriminierten Artikels mitnehmen — es ist der Leitartikel.“ Damit treten die Herren wieder in den Setzersaal.

„Herr Huber,“ fragt der Vorstand einen riesigen herkulischen Setzer, „wo haben Sie das Manuskript vom Leitartikel?“

„Vom Leitartikel?“ antwortet der Huber, indem er den schmächtigen Kommissär drohend und herausfordend anschaut. „Den gibt's net — den hab' i nimmer.“

„Was haben Sie denn damit gemacht?“ fragt der Kratochwil in seiner liebenswürdigsten Art, macht aber gar keinen Eindruck auf Huber, der trotzig antwortet:

„Was geht denn dös Ihna an? — Dös sag' i net.“

„O, bitte,“ remonstriert der Kratochwil, „das geht mich sehr viel an — das müssen Sie mir sagen.“

Aber der Huber bleibt dabei: „Dös sag' i net — dös k a n n i net sag'n.“

Mittlerweile hat sich, durch den Wortwechsel angelockt, das gesamte Personal um die zwei Männer versammelt. Die Würde des Kommissärs steht auf dem Spiel, was um so bedenklicher ist, als seine zwei Amtsdiener Zeugen des Vorfalls sind. Er wirft sich also in die schmale Brust und sagt, und zwar diesmal sehr bestimmt, wobei er das Wort „verpflichtet“ zweimal unterstreicht: „Herr Huber, Sie sind v e r p f l i c h t e t, mir zu antworten. Ich frage Sie nicht als Privatperson, sondern im Namen des Gesetzes!“

„Ah so — nachher freilich“, entgegnet der Huber schmunzelnd und teilt ihm unter homerischem Gelächter der Umstehenden mit dürren Worten mit, in welch intimer Weise er das Papier verwendet hat.

Herr von Kratochwil soll in der Druckerei nie wieder nach einem Manuskript gefragt haben.

— — Nach einem solchen Besuch in der Druckerei fuhren dann gewöhnlich die Polizeimänner in die Redak-

tion auf der alten Wieden, um zu sehen, was dort noch zu ergattern war. Der Transport der Auflage in kleinen Partien von der Druckerei in die Redaktion — sei es vor der Uebergabe der Pflichtexemplare oder nach einer mißglückten Konfiskation — war immer mit Schwierigkeiten verbunden, da uns die Polizei wegelagerte und unabläßig auf den Fersen war. Ein paarmal kam es zu kleinen Aufläufen in der Alserstraße vor dem Hause der Druckerei, ein anderesmal zu einer Wettfahrt zwischen zwei Fiakern. Wir mit unserem Ballen Zeitungen im ersten, unsere Verfolger im zweiten Wagen. War die Nummer noch nicht konfisziert, dann konnte uns die Polizei nichts anhaben und nur konstatieren, wo wir sie unterbrachten. Hatten wir sie aber einmal im Hause, dann hielten wir sie auch fest, was auch kommen mochte. Wir waren dann der Polizei bedeutend überlegen, weil unser Informationsdienst weitaus besser, besonders verläßlicher war als der ihrige. Unsere braven Genossen, die als freiwillige Helfer für eine gute Sache mit Intelligenz, Mutterwitz und einer bewundernswerten Hingabe einstanden, waren den trägen, stumpfen, schlecht bezahlten Söldlingen eines abgewirtschafteten Systems weit überlegen. Ohne einen Auftrag zu geben, waren wir von den Bewegungen des Feindes immer genau unterrichtet, und wenn wir e i n e n Mann brauchten, um einen schwierigen oder gefährlichen Auftrag auszuführen, stritten sich ein halbes Dutzend um die Ehre. An Freitagen abends fanden sich immer einige Genossen in der Redaktion ein, um das Blatt für Vereine und Werkstätten abzuholen, und an Konfiskationstagen waren sie in gehobener Stimmung und zu jedem Tun entflammt. Was wir dann von der Auflage in der Redaktion hatten, das konnte uns die Polizei nicht wieder abnehmen, besonders seit ich ein geheimes Gemach erspürt hatte, das sich zum Versteck verbotener Ware vortrefflich eignete. Eines schönen Tages, als die Luft meines Allerweltzimmers noch schlechter war, als gewöhnlich — mehr als altwienerisch gemütlich — interpellierte ich Frau Strobel nach der Ursache. „Ja, wissen S' es net," sagte sie geheimnisvoll mit hinaufgezogenen Augenbrauen,

„hinterm Kasten is an altes Heisl.“ Ich kann nicht sagen, daß ich von dieser Mitteilung, durch die manch schwüler Traum unruhiger Nächte seine Erklärung fand, besonders erbaut gewesen wäre. Ich rückte mit dem Verwalter Reiter den unförmlichen Kleiderschrank von der Wand und, richtig, da war die Tür eines Abtritts, der seit undenklicher Zeit nicht gebraucht worden war, von seinen alten Verbindungen und schlechten Gewohnheiten aber nicht lassen konnte. Wir öffneten das kleine Fenster, verdichteten und vernagelten den Deckel und benutzten von nun an das Gemach als Geheimarchiv. Gar oft haben die Diener der Gerechtigkeit den Schrank geöffnet und meine armselige Garderobe gemustert, aber mit ihren stumpfen Nasen nichts gewittert.

Ein Herbstabend ist mir noch in lebendiger Erinnerung. Wir hatten die Hälfte der Auflage in der Redaktion, während der Rest noch ausstand. Mehrere Parteigenossen, die größere Partien des Blattes abholen wollten, befanden sich im Lokal und erwarteten ihre Abfertigung durch den Verwalter, als plötzlich ein junger Mann atemlos und schweißtriefend hereinstürzte und auf einem Stuhl zusammenbrach. Es war ein Mitglied des Arbeiter-Bildungsvereines, ein kranker Schneider, welcher die Polizei auf dem Wege in die Druckerei gesehen hatte und ihrem Wagen vorausgerannt war, um uns von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Er konnte nur abgerissen und zwischen heftigen Hustenanfällen seine Mär vorbringen, war aber trotzdem nur zu gut verständlich.

„Geschwind, die Auflage weg!“ kommandierte ich — und halb mitleidig, halb vorwurfsvoll fragte ich unseren braven Kundschafter: „Aber warum bist denn net' g'fahr'n?“ Dumme Frage! Der Mann lächelte nur wehmütig und schlug dabei mit der Hand auf die leere Hosentasche. Im selben Augenblick steckte die Stroblin den Kopf zur Tür herein und rief aufgeregt: „Ein Fiaker mit der Polizei!“ Es war höchste Zeit gewesen, nun aber alles zu ihrem Empfang bereit. Die Auflage war bis auf ein paar Exemplare im „Archiv“ und die Anwesenden in gespannter Erwartung. Ich war vollständig beruhigt, als Kratochwil mit seinem Gehilfen

erschien. Er tat sehr erstaunt, als ihm Reiter erklärte, daß bereits alles verkauft sei, bis auf 13 Exemplare, die wir absichtlich auf dem Tisch liegen gelassen hatten, um dem Kommissär eine kleine Freude zu machen. „Ja, das geht geschwind bei uns," sagte er, „besonders seit so viel konfisziert wird. Seg'n S', die Herren da möchten alle noch Nummern — der eine 50, der andere 100 — kann ihnen aber nicht dienen."

Kratochwil seufzte, warf einen verlorenen Blick in der Stube herum und öffnete dann pro forma die Tür meines Kleiderschrankes. Dann ließ er die 13 Exemplare zusammenpacken und trollte sich wieder mit seinem Begleiter. Wir konnten kaum das Lachen zurückhalten, bis sie auf der Treppe waren. — Nun kamen aber andere Schwierigkeiten. Es entstand die Frage, wie die Auflage hinausgebracht werden konnte, trotz der Ueberwachung des Hauses. Frau Strobel, die von ihrer Stube auf die Straße sehen konnte, berichtete, daß zwei „Vertraute" in nächster Nähe auf dem Posten standen, eine Tatsache, die lachend von allen bestätigt wurde, die da kamen, um sich eine oder mehrere Nummern der Konfiszierten zu holen. Kleinere Partien, die man in den Kleidertaschen unterbringen konnte, passierten ohne Anstand. Ein großer Teil der Auflage konnte ohne Schaden auch eine Zeitlang liegen bleiben. Aber einige der Wiederverkäufer, die von entfernten Vororten gekommen waren, wollten um jeden Preis ihre Sache mitnehmen. Es hieß also abwarten. Vielleicht wurden unsere Wächter müde und hoben die Blockade auf? Aber es wurde dunkel und die noch dunkleren Gestalten gingen immer noch in der Nähe des Hauses spazieren. Da verfielen wir in unserem Galgenhumor auf allerlei Schabernack. Der schwindsüchtige Schneider, den die gute Strobel mittlerweile restauriert hatte, durchbrach zweimal die feindlichen Linien mit je 100 Exemplaren, die wir ihm unter der Weste auf den dürren Leib geschnallt hatten. Ein Modellschreiner, dem die Fama Haare auf den Zähnen nachrühmte, kam dann auf die erlösende Idee, mit deren Durchführung wir die Kampagne jenes Abends in dramatischer Steigerung

schließen konnten. Mit einer „Butten" auf dem Rücken, die als Köder dienen sollte, wollte er die Fahnder von der Haustür weglocken, um die Straße nach der entgegengesetzten Richtung freizumachen. Wie man sieht, eine alte Kriegslist, die uns nicht stolz zu machen brauchte, auf die unsere Polizeistrategen aber doch gründlich hineinfielen. Wir füllten eine Butte, die unsere Wirtin mit Begeisterung zur Verfügung stellte, mit allerhand Unsäglichem und banden ein Tuch darüber, das wir fest zuschnürten. Der Schreiner nahm sie auf den Rücken, die drei anderen Genossen, die ausgeharrt hatten, folgten ihm mit ihren Zeitungspaketen und postierten sich hinter die Haustür. Wie zu erwarten stand, bissen die Polizisten gierig an. Jetzt hatten sie uns! Die große Last, die da hinausgetragen wurde, konnte nicht weniger sein, als die ganze Auflage. Keine 15 Schritte hatte unser Packträger auf der Straße gemacht, da war ihm schon der erste auf dem Rücken. Aber der Schreiner ließ sich nicht aufhalten, sondern marschierte unter beständigem Gezänk weiter, bis auch der zweite Ordnungsmann herzugekommen war. Dann mußte er der Uebermacht weichen, die Butte abstellen, worauf die Polizeimänner unter kräftigen Flüchen über unsere vertrackten Knoten das Tuch abnahmen. Ich stand oben am Fenster unserer Wirtin. Fünfzig Schritte vom Hause sah ich eine dunkle bewegte Gruppe um die vermeintliche Auflage; aus der Haustür glitten lautlos drei dunkle Gestalten und verschwanden im Schatten der Nacht. — Die Sache war in Ordnung.

„Aber i sag' Ihna's ja," rief unser Schreiner, „Kanarivögeln san d'rin. Jessas, Jessas, passen S' auf, daß Ihna kaner auskummt!"

Dann gab es ein unflätiges Geschimpfe von seiten der Ordnungsmänner, wie man es selbst in Wien nur selten zu hören bekommt, vermischt mit dem Hohngelächter zweier Passanten. Offenbar war nun der Inhalt des rätselhaften Gefäßes enthüllt. — Anfangs wollten die geprellten Polizeimänner unseren Genossen auf die Wache bringen, dann aber ließen sie ihn gern laufen. Vielleicht dämmerte ihnen die Bedeutung seiner Mission und ihrer Blamage

auf, die sie nicht an die große Glocke hängen wollten. Auch wir haben damals aus triftigen Gründen den Mantel der christlichen Nächstenliebe über das lustige Stücklein gebreitet. Es wäre aber schade, wenn es der Nachtwelt verloren ginge!

Die Polizeikomödie war aber in jener Nacht noch nicht beendigt. Müde und zerschlagen von der Arbeit und Aufregung des Tages war ich gegen 11 Uhr kaum zu Bett gegangen, als mich mein unvermeidlicher Kratochwil noch einmal „im Namen des Gesetzes" herausklopfte. Mit einer gelinden Verwünschung stieg ich aus dem Bett und machte Licht, um zu öffnen. Was konnte das wieder sein? Die Auflage war — soviel davon noch vorhanden war — in ihrem Versteck und — unser Possenspiel konnte doch keine ernsten Folgen haben? Nein, es war nichts Ernstes. Kratochwil war geschickt worden, zwei Manuskripte der konfiszierten Nummern zu suchen, und bedauerte sehr, meine Nachtruhe stören zu müssen.

„Hören Sie," sagte ich etwas unwillig, „Sie könnten sich die Arbeit und anderen die Widerwärtigkeiten ersparen. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt: die Manuskripte werden gleich nach dem Satz in der Druckerei verbrannt; sie sind fast ausnahmslos von mir geschrieben und zudem stehe ich für den ganzen Inhalt des Blattes ein — — aber vor allem: Sie haben doch keinen Haftbefehl?"

„Nein, nein, Herr von Scheu" — der Mann erhob mich unverdienterweise in den Adelsstand, wie mein Hausmeister — „nein, Sie wissen ja, bei Preßdelikten kommt das nicht vor — hausuchen muß ich nach den Manuskripten".

„Ah, dann erlauben Sie, daß ich derweil ins Bett gehe — tun Sie, als ob Sie zu Hause wären, Herr von Kratochwil." Damit kroch ich wieder unter meine Decke. Wenn der Mann nicht seinen Leibdetektiv, seinen „Vertrauten" bei sich gehabt hätte, wäre die Amtshandlung damit beendigt gewesen, so aber mußte schon etwas mehr getan werden.

„Also, die Manuskripte sind verbrannt?“ fragte er, sich verlegen den Bart kratzend.

„Wie ich Ihnen sage“, antwortete ich.

„Auf Ihr Ehrenwort?“

„Ah,“ lachte ich, „ich habe kein spezielles Ehrenwort — und gar für die Polizei!“

„Dann müssen wir halt suchen“, wandte sich der Beamte an seinen Begleiter. Sie fingen mit dem Papierkorb an, leerten dessen Inhalt auf den Tisch, setzten sich und begannen die zerknitterten Papiere eines nach dem andern auseinanderzustreichen. Ich tat, als ob ich schliefe, schielte aber nach den zwei geplagten Staatsrettern und mußte den Zipfel der Decke zwischen die Zähne nehmen, um nicht hell herauszulachen.

Etwa zehn Minuten arbeiteten sie so, seufzend und gähnend um die Wette; dann hatten sie genug.

Der Kommissär hustete absichtlich — ich tat aber nichts dergleichen.

„Herr von Scheu —“

„Ja?“

„Sagen Sie, sind die Manuskripte wirklich vernichtet?“ fragte er kläglich.

„Ich hab's Ihnen ja gesagt —“

„Ich will das auf Ihr Ehrenwort glauben,“ sagte er aufstehend, „und wir können die Haussuchung als erfolglos einstellen.“

Damit und mit vielen Komplimenten gingen die Zwei. Ich löschte lachend die Lampe, ging zum dritten Mal zu Bett und schlief danach wie ein Gerechter bis in den hellen Morgen.

X.

Sommer und Herbst waren so in ununterbrochenen Kämpfen dahingegangen. Dem Schandprozeß folgten die Vereinsauflösungen, die Straßenunruhen, die Rekursbewegung, die neuen Vereinsgründungen, und daneben liefen in beständiger Kette die Verfolgungen des Blattes, wie ich sie skizziert habe. Vereins-

versammlungen hielten wir so viele, als uns die Hüter der Ordnung und des Gesetzes nur erlaubten. Unter offener sozialdemokratischer Flagge wurden freilich keine bewilligt. Wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand steckt, um den Feind nicht zu sehen, so verstopften sich unsere Behörden die Ohren, um nichts Beunruhigendes zu hören und glaubten damit der Gefahr zu entgehen. „Ich kenne keine sozialdemokratische Partei", war ein geflügeltes Wort unseres Polizeidirektors. Und was er nicht kannte, das war auch nicht vorhanden. Das Wort Sozialdemokratie oder sozialdemokratisch durfte in Versammlungen nicht ausgesprochen werden, auf Gefahr der Auflösung durch den überwachenden Beamten. Unser Volk nahm diese schmachvolle Einschränkung der Redefreiheit von der leichtesten, das heißt von der lächerlichen Seite und das Verbot wurde in unseren Versammlungen zu einer unerschöpflichen Quelle der Heiterkeit. Die ernsteren Redner umschrieben die Sache, so gut es gehen wollte, die humoristisch veranlagten dagegen bekamen Hustenanfälle vor dem verpönten Wort oder schnitten unter verständnisinniger, stürmischer Heiterkeit der Versammleten schreckliche Grimassen, als ob sie daran ersticken müßten. Die Zielscheibe des Spottes war dann weniger die Behörde, als ihr sichtbarer Vertreter, der unglückliche überwachende Kommissär in Uniform, der, ausgesetzt den Blicken aller Welt, auf der Tribüne wie auf Kohlen saß und keinen formellen Grund zum Einschreiten hatte. Wenn dann gar zum Schluß der Versammlung, wenn die Auflösung keinen Schaden mehr bringen konnte, der Vorsitzende alle anwesenden Sozialdemokraten aufforderte, die Hand zu erheben und alles jubelnd Zeugnis ablegte, dann konnte einen der Mann dauern. Besonders wenn ihm noch vom Vorsitzenden — wie das einigemal vorgekommen ist — der Auftrag zuteil wurde, den Herrn Polizeidirektor von der Existenz der Partei in Kenntnis zu setzen.

Wie leicht verständlich, hatte ich ein vollgerüttelt Maß von Arbeit und Aufregungen. Neben der Herstellung des Blattes, der Korrespondenz mit den Provinzen und der

Arbeit des Vorsitzenden oder Referenten in den größeren Versammlungen, machten mir auch die Vereine mit ihren Rekursen und Statuteneingaben zu schaffen. Solche Schriftstücke wurden mir zumindest zur Durchsicht und Vereinigung übergeben und ich hatte dann das zweifelhafte Vergnügen, die von der Behörde geforderten Worte „mit Ausschluß der Politik und Religion" kunstvoll in den Text einzuflechten, den einzelnen Paragraphen vorzusetzen oder anzuhängen. Mein Bruder Josef stand mir in jener bewegten Zeit als Helfer treu und unermüdlich zur Seite. Tausende der österreichischen Arbeiter kennen und lieben den Sänger des Proletariats, der ihnen ihren Schlachtgesang, das „Lied der Arbeit" gegeben hat, mit dem sein Name auf die Nachwelt geht. Aber wenige wissen, daß seine revolutionäre Gesinnung nicht bloß im Reich der Töne zum Ausdruck kam. Obwohl er selten anders als mit dem Taktstock in der Hand vor die Oeffentlichkeit trat, war er damals ein energischer und tätiger Parteimann, der an allen Beratungen und Entschließungen der Vertrauensmänner lebhaften Anteil nahm. Mir war er in schwierigen Momenten ein treuer Berater, dessen nie versiegender Witz mich erfrischte, während ich an seinem Mut und an seiner Entschlossenheit eine feste Stütze fand. Dabei war ihm keine Arbeit zu gering. Wie oft ist er nicht spät abends nach einem mühevollen Tag noch zu mir gekommen, um zu sehen, ob er mir in meinen schriftlichen Arbeiten nicht helfen könne! Dann nahm er irgend etwas als Nachtarbeit mit, um es am nächsten Tag fertig abzuliefern.

Der Winter kam und mit ihm endlich auch meine Preßprozesse. Am 25. November hatte ich mich zum erstenmal vor den Geschwornen über einen Artikel zu verantworten, der sich mit dem Tod unseres Genossen Josef Krosch in Reichenberg beschäftigte. Die Behörde, welche immer um ihre „Würde" sehr besorgt war, sah in meinen Aeußerungen ihre „Herabwürdigung" nach § 300, sowie eine Aufwiegelung gegen die Organe der Regierung. Ich freute mich auf die Verhandlung, weil ich hoffte, daß die Geschwornen — wie parteiisch und stumpfsinnig sie auch

sein mochten — der Geschichte, die ich ihnen zu erzählen hatte, das menschliche Empfinden entgegenbringen würden, das der Staatsanwaltschaft in ihrem blinden Verfolgungseifer völlig verloren gegangen war. Ein günstiger Umstand war es, daß Herr v. Schmeidel mir nicht die Ehre erwies, die Anklage persönlich zu erheben, sondern das Geschäft einem seiner Gehilfen übertrug, der nicht geeignet war, auf die Geschwornen auch nur den geringsten Eindruck zu machen. Graf Lamezan, oder der „lahme Zahn", wie ihn das Volk nannte, war einer der unfähigsten Handlanger der Justiz, die je eine öffentliche Anklage erhoben haben. Ungleich größer als seine Intelligenz waren sein Eifer und der unfreiwillige Humor, der sich wie ein roter Faden durch alle seine Aeußerungen zog. Ihm gegenüber stand mein Verteidiger, Dr. Stein, ein tüchtiger, junger Advokat, der mir freiwillig und unentgeltlich seine Hilfe angeboten hatte. Es war ihm offenbar darum zu tun, vor den Geschwornen in einer ehrenvollen Sache zu plädieren. Was in jener Zeit an Preßdelikten zur Aburteilung kam, waren meist schmutzige Geschichten, Ehrenbeleidigungs- oder Verleumdungsklagen und Vergehen gegen die Sittlichkeit, welche niemand verantworten wollte. Die Redakteure behaupteten gewöhnlich, das Manuskript nicht gelesen zu haben und irgendein Strohmann mußte dafür herhalten. Mein Fall lag ganz anders: ich war entschlossen, nicht bloß jedes Wort des anstößigen Artikels zu vertreten, sondern meiner Verteidigung noch einige unangenehme Wahrheiten an die Adresse der Behörden hinzuzufügen. So frei und leicht mir während der Verhandlung moralisch zumute war, so eingeengt und unfrei fühlte ich mich in dem Rock, den ich dabei am Leibe trug. Meine Garderobe war in einem sehr defekten Zustand. Die beste Jacke, welche ich besaß, war zu abgetragen, um damit vor meinen respektablen bürgerlichen Richtern zu erscheinen, deren Schwächen ich nicht völlig übersehen durfte. Ich hatte mir deshalb von einem Freunde ein schwarzes Bratenröckchen geliehen, das mir um und um zu eng war. Vom Zuknöpfen war keine Rede, und lachen, niesen oder husten wären mit Gefahr einer Katastrophe

verbunden gewesen. Auch waren die Aermel so kurz, daß das Handgelenk weit daraus hervorragte, was ein weises Maßhalten in allen Bewegungen und die Unterdrückung aller starken Gefühle zu einer gebieterischen Notwendigkeit machte. Ich nahm mir deshalb auch vor, selbst bei den seichtesten Späßen des Staatsanwaltes das Lachen zu verkneifen. Er ging uns übrigens schon bei der Auslosung der Geschwornen an die Hand. Mein Verteidiger hatte mir vorgeschlagen, die zwei Aerzte, die auf der Geschwornenliste standen, zurückzuweisen, so peinlich auch das sei, weil man nicht wissen könne, wie sie sich zu dem Falle verhalten würden. Stand doch die — meines Erachtens brutale — Behandlung eines Sterbenden in Frage. Wenn ein Arzt unter den Geschwornen das Vorgehen der Behörden beschönigte, konnte er als Sachverständiger das ganze Kollegium ins Schlepptau nehmen und meine Verurteilung herbeiführen. Aber der Staatsanwalt enthob uns der peinlichen Aufgabe der Zurückweisung. Als der erste Arzt aufgerufen wurde, schnellte er wie ein Schachtelmännchen in die Höhe und lehnte so temperamentvoll ab, als ob ihm eine persönliche Kränkung widerfahren wäre. „Das ist gut," flüsterte mir Dr. Stein zu, „er hat größere Angst vor den Aerzten als wir!" Richtig! Als dann der zweite Jünger Aeskulaps ausgelost wurde, war der Graf wiederum im Augenblick auf den Beinen, um ihn sehr energisch abzulehnen. Der gute Mann hatte offenbar, trotz des Brusttons der Ueberzeugung, mit der er eine exemplarische Strafe für mich verlangte, das Gefühl, eine recht schlechte Sache zu vertreten.

Krosch war als Todkranker mißhandelt worden und man brauchte nur schlicht und einfach seine Leidensgeschichte zu erzählen, um in jeder menschlich fühlenden Brust das tiefste Mitleid zu erregen. Das tat ich denn auch und meine Erzählung war zugleich meine wirksamste Verteidigung. Josef Krosch, ein Tuchmacher von außerordentlicher organisatorischer Begabung und einer glühenden Hingabe für die Sache des arbeitenden Volkes, das mit großer Liebe und Verehrung an ihm hing, war den Reichenberger Behörden — gefügige Organe der dortigen Fabrikmagnaten, welche

die junge proletarische Bewegung mit allen Mitteln unterdrücken wollten — ein Dorn im Auge. Auf die Anzeige eines niedrigen Subjekts hin, das ihm aufreizende Aeußerungen in den Mund legte, wurde der schwer brustkranke Mann anfangs Februar verhaftet. Aus dem Reichenberger Inquisitenspital schrieb er mir heimlich Briefe voll freudiger Hoffnung für unsere Sache, aber auch mit dem Bewußtsein, daß seine Tage gezählt seien. Er könne kaum noch stehen und erwarte stündlich seinen Tod. Die Behandlung, die ihm dort zuteil werde, sei eine harte. Ja, einmal äußerte er den Verdacht, man wolle dadurch seiner Krankheit etwas nachhelfen, um ihn rascher aus dem Weg zu räumen. Das mag überreizte Einbildung eines Kranken gewesen sein, war aber doch symptomatisch, sowohl für seinen Zustand als auch für die Art, wie man ihn behandelte. Was dann später geschah und zu meiner Verfolgung Anlaß gab, hat mir den grausigen Verdacht, den ich trotz allem nicht adoptieren möchte, in lebhafte Erinnerung gebracht. Sicher ist, daß, wenn man die Absicht gehabt hätte, der Krankheit Kroschs unter die Arme zu greifen, ein planmäßigeres Vorgehen als das der Reichenberger Justizbehörden nicht erfindbar gewesen wäre. Am 15. April — die meteorologischen Stationen von Böhmisch-Leipa und Weißtannen verzeichneten eine Temperatur von —2 Grad Reaumur bei Schnee und Wind — wurde der Kranke aus dem Bett geholt und in dünnen Sommerkleidern von einem Gendarm mit aufgepflanztem Bajonett in einem Wagen dritter Klasse nach Prag transportiert. Als ihm einige Genossen auf dem Bahnhof zum letztenmal die Hand drücken wollten, wurde er von seinem uniformierten Begleiter am Rockkragen vom Wagenfenster zurückgezerrt. — Der Originaltransportzettel, den sich die Reichenberger Genossen zu verschaffen gewußt hatten, datierte vom 14. April und enthielt keinen Grund der Ueberführung. Er war von einem Liebig unterzeichnet. Ein ominöser Name in jener Gegend und jener Zeit. Auch die Swarower Schlächtereien waren zu Ehren oder zum Gefallen eines Kulturträgers aus dieser Sippe veranstaltet worden. — Genosse Kretsch-

war, ein Schneider aus Reichenberg, den wir als Zeugen gerufen hatten, trug durch seine Aussage nicht wenig zum Ausgang des Prozesses bei. Er hatte seinen Freund Krosch bis kurz vor dessen Ueberführung nach Prag gesehen und konnte über seinen körperlichen Zustand aus persönlicher Anschauung Auskunft geben. Als ihn ein Geschworner fragte, was ihm Krosch bei ihrem letzten Zusammentreffen gesagt habe, antwortete er mit Tränen in der Stimme: „Oh, nicht viel; er konnte ja nicht mehr verständlich sprechen und mußte durch ein Rohr atmen." Eine sichtliche Bewegung ging durch die Geschwornen, und das Urteil war nun vorauszusehen. Um so bestimmter, als von der Staatsanwaltschaft auch nicht der geringste Versuch gemacht wurde, den grausamen Transport durch den Vorwand einer zwingenden Notwendigkeit zu entschuldigen. Die Prager hatten den Verbrecher verlangt und die Reichenberger waren froh, ihn loszuwerden.

Ich hatte diese Behandlung Kroschs im „Volkswillen" eine barbarische genannt und die nur zu berechtigte, schmerzliche Frage aufgeworfen, ob er sie überstehen und „Prag lebend erreichen werde?" Meine dunkelsten Befürchtungen wurden zwar nicht Wahrheit. Krosch erreichte noch lebend die Hauptstadt, schwebte darnach drei Wochen zwischen Leben und Tod und erlag am 10. Mai seinen Leiden. Die Nachricht von seinem Ende traf mich schwer, obwohl ich sie täglich erwarten mußte. Ich hatte den Mann nicht persönlich gekannt und mir vielleicht gerade deshalb von ihm ein verklärtes Bild geschaffen, frei von allen Schlacken der Wirklichkeit. Er war für mich der typische Vorkämpfer des Proletariats, der Märtyrer, der freudig und bewußt sein Leben für unsere große Sache hingegeben hatte. Was von meinem Schmerz und meiner Empörung über seine Mißhandlung im „Volkswillen" zum Ausdruck kam, war nur ein geringer Teil meiner Ueberzeugung und der Wahrheit, die mich erfüllte. Aber das wenige war zur Herabwürdigung der Behörden und zur Aufreizung vollständig ausreichend. Herabzuwürdigen gab es ja nicht viel an diesen Behörden, dagegen lag entschieden eine Aufreizung vor, die aber nicht

auf meine Rechnung kam. Sie lag nicht in der Darstellung und Beurteilung des Falles, sondern in den empörenden Tatsachen, die auch auf die Geschwornen einen tiefen Eindruck machten. Was dann der Staatsanwalt an Schnurren und Mätzchen produzierte, räumte völlig mit der Anklage auf und war mehr als meine heftigsten Artikel geeignet, die Behörde herabzuwürdigen. Eine der inkriminierten Stellen lautete folgendermaßen: „Laut schreiend klagt dieser Tote ein System an, unter dem solche Fälle unter dem Deckmantel von Gesetz und Recht vorkommen können." Ein Toter könne doch nicht schreien, witzelte der Graf und Krosch sei nicht an der Untersuchungshaft gestorben, sondern — an der Tuberkulose! Wenn er nicht soviel agitiert hätte, lebte er heute noch. Er hätte ruhig abwarten sollen, bis die Arbeiterfrage „durch die Nationalökonomie gelöst worden wäre"! Er bedaure ja sein Schicksal — „wenn auch nicht als Parteigenosse!" Zum Schluß gab der geistreiche Herr die unglaubliche Versicherung, die Staatsanwaltschaft führe keine Tendenzprozesse!

Die Verteidigungsrede Dr. Steins war nach diesen Leistungen eigentlich überflüssig geworden. Sie wurde aber doch gehalten, und zwar äußerst geschickt. Der Verteidiger wies nicht bloß juristisch die Grundlosigkeit der Anklage nach, sondern verstand es auch meisterhaft in seiner Peroration die Geschwornen persönlich sanft und wirksam einzuseifen. Er nannte sie die Vertreter des „ehrlichen Bürgertums", dessen Besitz „auf solider Arbeit und Sparsamkeit" beruhe und einen „Hort des Rechtes", der seinen „arbeitenden Brüdern" Schutz und Schirm sei, und deshalb auch den Angeklagten, der nur von seinem Recht Gebrauch gemacht habe, freisprechen werde. Das war vielleicht des Guten zu viel, denn die Behörde war schon mit Schluß des Beweisverfahrens verurteilt. Die zwei Schuldfragen, ob ich durch unwahre Angaben oder Entstellung von Tatsachen behördliche Anordnungen herabzuwürdigen versucht oder zum Hasse oder zur Verachtung gegen Behörden aufzureizen versucht habe, wurden beide nach kurzer Beratung mit zehn gegen zwei Stimmen von den Geschwornen ver-

neint. Die Niederlage der Staatsanwaltschaft war eine vollständige. Der öffentlichen Meinung — auch in bürgerlichen Kreisen — gab ein Artikel Siegmund Schlesingers im „Tagblatt" treffenden Ausdruck, der den Titel führte: „Der jüngste Preßprozeß und wer dabei verurteilt wurde." Schlesinger fragt den Justizminister, ob er vom Prozeß des „Volkswillens" Kenntnis habe und ob er nicht auch zu dem Schlusse komme, daß durch das Urteil der Geschwornen „die Reichenberger Justizbeamten schuldig erklärt worden sind, den unmenschlichen Akt, welcher ihnen vorgeworfen wurde, wirklich begangen zu haben?" Daraus ergebe sich „notgedrungenerweise die weitere Frage, was der Herr Justizminister vorzukehren gedenke, um der beleidigten Menschlichkeit Sühne zu verschaffen und ein heilsames Exempel gegen die Wiederholung einer solchen, das Ansehen der Justiz tief erschütternden Herzlosigkeit zu statuieren?"

Rein rhetorische Fragen, auf die nur der bekannte Narr eine Antwort erwartet. Die unmenschlichen Beamten, die es anging, sind höchstwahrscheinlich für ihren Eifer gelobt und befördert worden.

XI.

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf erstegt dies weite Feld.
— — — — — — — — — — —
Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhalsam starken Frühlingswillen.

Diese Verse Lenaus hatte ich einem Artikel über den Hochverratsprozeß vorangestellt, der am 23. Juli im „Volkswillen" erschien. Eine eingehende und kritische Besprechung

des juristischen Monstrums mußte ich mir aus einleuchtenden Gründen versagen. Aber ich hielt es für meine Pflicht, auszusprechen, daß man ehrliche Männer, denen keine verbrecherische Handlung nachgewiesen war, verurteilt habe. Gesinnungen seien bestraft worden und nicht Handlungen. Nach den willkürlichen Folgerungen des Urteils stehe jeder Reformator in Oesterreich unter dem Galgen. Ich wies auf das Erstaunen und Entsetzen hin, welches das Urteil allenthalben hervorgerufen habe und warnte die Regierung vor einem weiteren Vorgehen auf dem Wege der Gewalt. „Die Ströme irren sich nicht und ersäufen die Narren, welche sich ihnen entgegenstellen." Dann schloß ich mit den Versen unseres unglücklichen Dichters, die am Ende dieser Zeilen stehen. In ihrer Leidenschaft und Zuversicht brachten sie alles zum Ausdruck, was ich fühlte und in anderer Form nicht sagen durfte. Meine Warnung hatte sowenig Erfolg, wie meine Zurückhaltung. Die Nummer wurde konfisziert, ebenso die folgende, in der ich die Beschlagnahme erklären wollte. Aber während man die zweite Nummer, wie gewöhnlich „objektiv" behandelte, hielt man verblendeterweise den Prozeßartikel für den geeigneten Gegenstand, mit dem man vor den Geschwornen Staat machen und dem sozialdemokratischen Uebeltäter eins auswischen könne. Am 9. Dezember kam der Prozeß zur Verhandlung. Als Ankläger fungierte wieder Lamezan, der Geistreiche; als Präsident derselbe Landesgerichtsrat Schwaiger, der als Vorsitzender des Galgensenats im Hochverratsprozeß das Urteil gesprochen hatte. Ich protestierte während der Voruntersuchung gegen diesen Vorsitzenden, der nun in eigener Sache zu Gericht sitzen sollte, aber vergebens. Schwaiger ließ mich zu sich bitten, um mir auseinanderzusetzen, daß keiner seiner Kollegen das umfangreiche Material des Hochverratsprozesses, mit dem er vertraut sei, in absehbarer Zeit studieren könne. Der Prozeß würde auf lange hinausgeschoben, wenn ich auf meinem Protest beharre. Daneben gab er mir die Versicherung, daß er die Verhandlungen absolut unparteiisch führen werde. Mein Verteidiger,

Dr. Weißel, der mich hätte unterstützen müssen, ließ mich in dieser Sache in Stich. Es würde einen schlechten Eindruck machen, meinte er, wenn ich die Zurückweisung durchführen wolle; das Studium der Akten des Hochverratsprozesses sei tatsächlich keinem anderen Landesgerichtsrat zuzumuten, und daß Schwaiger nicht persönlich vorgehe, dafür werde e r schon sorgen! Die Herren Advokaten sind darin so ziemlich alle gleich. Um Himmels willen keinen Konflikt mit den leitenden Mächten im Gerichtshause. Wenigstens keinen ernsten. Die äußerlich heftigen Zusammenstöße zwischen Staatsanwalt oder Präsident und dem Verteidiger, die so häufig im Gerichtssaal vorkommen, gehören zum Handwerk und sind für die Einfältigen auf der Galerie berechnet. Die hitzigen Kampfhähne verlassen das Gerichtsgebäude Arm in Arm, wenn sie nicht schon in der Frühstückspause bei ihrem Salzstangel schäkernd Frieden geschlossen haben. Ich mußte also — wohl oder übel — wenn ich den Prozeß nicht endlos hinausschieben wollte — nachgeben, und ich hatte es nicht zu bereuen. Obwohl auf die denkbar härteste Probe gestellt, benahm sich Herr Schwaiger während der ganzen Verhandlung ruhig und so unparteiisch — wie sich eine Partei nur benehmen kann. Im Beweisverfahren hielt ich natürlich alles in meinem Artikel Gesagte aufrecht. Kein Wort, keinen Buchstaben ließ ich mir abfeilschen. Ja ich begründete meine Aeußerungen in einer Art, die ihrer Verschärfung und Vertiefung gleichkam. Auf den unparteiischen Präsidenten, für den dabei manches abfiel, was nicht nach seinem Geschmack sein mochte, nahm ich grundsätzlich keine Rücksicht. Das veranlaßte ihn an einer Stelle des Verhörs zur ungeduldigen und herausfordernden Aeußerung: „Sie werden doch zugeben, daß das keine Schmeichelei für die Richter ist!“ Worauf ich ihm die naheliegende Antwort nicht ersparen konnte: „Gewiß nicht; ich hatte auch durchaus nicht die Absicht, den Richtern zu schmeicheln.“ Derartige gelinde Abfuhren ließ sich der Mann vorsichtigerweise gefallen, ohne ihnen durch Widerspruch noch Relief zu geben. Dagegen wurde Lamezan giftig, wenn man ihm auf seine albernen Fragen treffende Antworten gab — vor allem an-

dere, als er erwartet hatte. Er war wieder in seiner unfreiwillig komischen Stimmung und bestritt die von mir konstatierte Tatsache, daß das Urteil mit Erstaunen und Entsetzen aufgenommen worden wäre: „Sie berufen sich auf die Journalstimmen," rief er mir vernichtend zu, „in einer Bevölkerung gibt es aber viele Gemüter und wenig Zeitungen!" — Der geistvolle Mann konnte es sich nicht entgehen lassen, mit mir die Frage zu diskutieren, ob unter dem „freien Volksstaat" des Eisenacher Programms nicht notwendig die Republik zu verstehen sei, was mir, nebenbei bemerkt, Gelegenheit gab zu erklären, daß ich, für meine Person, nichts anderes darunter verstehe. Ah, damit hatte er mich im Winkel und ich sollte ihm nun nicht mehr entgehen. Er erhob sich etwas von seinem Stuhl und fragte mich mit emporgestrecktem Zeigefinger äußerst eindringlich, wie ich mir denn eigentlich eine Propaganda für die Republik ohne Anwendung ungesetzlicher Mittel vorstelle. Dabei schaute er überlegen lächelnd nach den Geschwornen hinüber, als ob er sagen wollte: Jetzt paßt auf, über diese Frage muß er stolpern! Ich fand sie aber nicht im geringsten kitzlich und antwortete: „Durch die Verbreitung republikanischer Grundsätze in Wort und Schrift, durch die Darstellung der Vorteile der republikanischen Regierungsform gegenüber der monarchischen." Lamezan sank ärgerlich brummend in seinen Stuhl zurück, während eine stille Heiterkeit durch die Geschwornenbank ging.

Nach meiner Vernehmung begann eine bittere Stunde für den Präsidenten bei der Verlesung der von mir beigebrachten Zeitungsstimmen über das Urteil im Hochverratsprozeß. Der Staatsanwalt hatte sich ihr widersetzt: die Preßstimmen hätten keinen Wert, protestierte er, und könnten zudem die Geschwornen nur irreführen. Aber der Gerichtshof beschloß, sie als Beweismittel zuzulassen, und Herr Schwaiger begleitete die Mitteilung mit dem Bemerken, die Geschwornen könnten daraus seine Unparteilichkeit ersehen, daneben auch, daß er niemandes Urteil zu scheuen habe. Hätte der gute Mann die Artikel vorher durchgelesen, der Gerichtshof wäre sicher zu einem anderen Be-

schluß gekommen. Da der Präsident gewohnt war, Beweisstücke selber vorzulesen, hatte er sich die Dornenkrone selbst aufs Haupt zu drücken und unter steigender Erregung die vernichtenden Urteile der Presse über sein eigenes Werk den Geschwornen mitzuteilen. Ich hatte nicht etwa eine besondere Auswahl getroffen, wozu mir Zeit und Gelegenheit fehlten, sondern zusammengelegt, was mir gerade in die Hände gekommen war. Sozialdemokratische Blätter, deren Urteil man keinen Wert beigelegt hätte, waren keine darunter. Die kleine Sammlung bestand aus bürgerlichen Organen verschiedener Parteirichtungen. Am vorsichtigsten drückten sich natürlich die österreichischen Blätter aus, die unter dem Damoklesschwert objektiver Erkenntnisse schrieben und das „Geschäft" nicht schädigen durften. Trotz aller Vorsicht kamen sie aber nicht um die Tatsache herum, daß im Hochverratsprozeß ein Tendenzprozeß mit einem grausamen Urteil vorliege. Unsere wohlwollende Freundin, die „Konstitutionelle Vorstadtzeitung", deren Eifer für die Arbeitersache übrigens in jener Zeit stark im Erkalten war, verlangte dringend die Abänderung eines Gesetzes, das solche Auslegungen zulasse. Sie mahnte die Regierung zum Frieden, zur Versöhnung. Sonst sieht sie schwere Zeiten kommen, „in welchen der Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, allen Mutes, aller Hingebung bedarf, um den von allen Seiten drohenden Gefahren die Spitze zu bieten". Das „Tagblatt" fand die Motivierung des Urteils geeignet, „in der juridischen Welt Aufsehen zu machen und — wenn auch just nicht im zustimmenden Sinne — erörtert zu werden". Die politische Frage ließ das Blatt tapfer links liegen, dagegen machte es in wohlfeiler Sentimentalität und stellte fest, daß das Urteil „jedem das Herz im Busen krampfhaft zusammenzog". Weniger empfindsam, dafür aber um so bestimmter ließ sich der „Wanderer" vernehmen. Er zergliederte das Urteil, fand die Beweismomente ganz ungenügend und fragte: „Was ist denn unter den Segnungen dieses Strafgesetzbuches nicht Hochverrat?" — Die

„Freie Presse aus Schlesien", welche die Gelegenheit wahrnahm, sich als Gegnerin der Lassalleschen Theorien zu erklären, fand gleichwohl, daß das Urteil „im Widerspruch stehe mit den notorischen Rechtsanschauungen aller außerösterreichischen Gerichte Deutschlands". Den volksparteilichen „Beobachter" in Stuttgart erinnerte dieser Tendenzprozeß „an die schlimmsten Zeiten des Metternichschen Regiments", und die Berliner „Zukunft" legte der Motivierung des Urteils wegen „ihrer maßlos gehässigen und feindseligen Tendenz" den Wert eines in der Geschichte der Arbeiterbewegung historischen Aktenstückes bei. Das „Frankfurter Journal" nahm sich auch kein Blatt vor den Mund. Es hatte schon während den Verhandlungen das Unternehmen als schamlosen Tendenzprozeß gebrandmarkt und konstatierte nun, daß ein „Schrei des Entsetzens" über dieses Urteil durch die zivilisierte Welt gehe. Nicht die Angeklagten würden dadurch verurteilt, sondern — Oesterreich! Der „k. k. Schmeidel" bekommt bittere Wahrheiten zu hören und die Richter werden — nicht zu ihrem Vorteil — mit den „Schergen des Mannes vom 2. Dezember" verglichen.

Bis hierher war die Exekution Schwaigers durch Schwaiger ohne Zwischenfall verlaufen. Der Selbstmörder hatte gelesen und gelesen, anfangs schön und klangvoll, wie es seine Art war, nach und nach mit gebrochener, heiserer Stimme, an manchem Wort geradezu würgend. Sein Kopf war purpurrot geworden bis unter die Haarspitzen. Das ganze Auditorium hing in lautloser gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen und der schläfrigste Geschworne hatte sich aufgerichtet und folgte mit weit offenen Augen der einzigen Vorlesung. Der Staatsanwalt war in hochgradiger Aufregung. Er rutschte nervös auf seinem Stuhle hin und her, warf die Papiere, die er vor sich hatte, durcheinander, schnitt wütende Gesichter, scharrte mit den Füßen und brummte unwillig, wenn eine besonders scharfe Stelle kam. Bei den „Schergen des Mannes vom 2. Dezember" konnte er nicht mehr an sich halten. Er sprang auf und verlangte

leidenschaftlich die Einstellung der schändlichen Lektüre. Was soll denn damit bezweckt werden? fragte er empört. Durch die Vorlesung solch maßloser Schmähungen der Richter würden doch nur neue Delikte begangen! Aber Schwaiger wollte nicht nachgeben und schwach erscheinen. Die Vorlesung müsse durchgeführt werden, weil ein Gerichtsbeschluß vorliege, erklärte er, und sein Gassenlaufen begann auf neue. Die „Frankfurter Zeitung" schlug noch auf ihn los und ein paar andere Blätter, die mir entfallen sind. Damit war das Beweisverfahren geschlossen und es wurde eine Pause gemacht. Richter und Staatsanwalt gingen auf ihre Zimmer, während sich die übrige Menschheit in lebhaften Gesprächen auf die Korridore ergoß, um eine Erfrischung einzunehmen. Parteigenossen und einige Journalisten kamen zu mir, um mir die Hand zu drücken. Alle hatten die Empfindung, daß ich den Prozeß bereits gewonnen habe. Auch Josef war voller Zuversicht, meinte aber, er wolle doch noch unter die Geschwornen gehen, um zu „agitieren". Ich hielt das für gefährlich, im Falle man ihn erkannt hätte. Man werde mit den Leuten doch noch reden dürfen, erwiderte er mir. „Schau, der dort, mit dem Backenbart, das scheint noch einer von den Gescheitesten, mit dem will ich es einmal probieren." Damit zeigte er auf einen stattlichen, hochgewachsenen Mann mit gut gezeichnetem Gesicht, der abseits von den anderen Geschwornen in einer Fensternische stand und das Frühstück verzehrte, das ihm seine bessere Hälfte mit auf den Weg gegeben hatte. Josef schlenderte erst zweimal an ihm vorüber, dann blieb er vor ihm stehen und begann seine „Beeinflussung".

„Ein interessanter Prozeß" — fing er an.

„Ja, sehr interessant", war die freundliche Antwort.

„Besonders die Zeitungsstimmen".

„Ja, besonders die Zeitungsstimmen" — echote der andere.

Na, denkt sich der Josef, der hat, wie es scheint, das Pulver nicht erfunden, und geht energischer vor.

„Ah," sagt er, „das war eine böse Geschichte, der Hochverratsprozeß gegen die Arbeiterführer — der reinste Skandal!"

„Was?" fragt ganz erstaunt der Geschworne.

„Na, der Hochverratsprozeß."

„Was für ein Hochverratsprozeß?

„Na, der gegen die Arbeiterführer im Juli — — Sie haben doch in den Zeitungen davon gelesen?"

Aber der Mann hatte nichts davon gelesen oder wieder alles vergessen — kurz, wußte nichts, nach einer vierstündigen Verhandlung nicht einmal, um was sich der Prozeß drehte, in dem er seinen Wahrspruch abgeben sollte. — Josef half seinem Gedächtnis und Verständnis etwas nach, erzählte ihm kurz vom Hochverratsprozeß und den schweren ungerechten Strafen, die verhängt worden waren.

Wie viel der Mann von dieser Darstellung verstanden haben mag? Offenbar ihre Tendenz. Denn er sagte zum Abschluß freundlich und beruhigend: „Wissen S', i sag' n a! So a junger Mensch — soll si' ausbülten!"

Als die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, war der Feind in vollem Rückzug, den der Staatsanwalt durch eine heftige Kanonade zu decken suchte. Seine feierliche Verwahrung, der Wahrspruch der Geschwornen könne das Urteil im Hochverratsprozeß weder bestätigen noch alterieren, zielte auf den wahrscheinlichen Freispruch ab, bevor er noch gefällt war. Er hielt die Anklage im vollen Umfang aufrecht und produzierte zu diesem Zwecke länger als eine Stunde im Polterton die traurigsten Plattheiten über die Presse und die öffentliche Meinung, Monarchie und freien Volksstaat, Sozialdemokratie und Revolution, die ich nachsichtigerweise nicht auffrischen will. Bezeichnend für das geistige Niveau des Mannes war sein Bemühen, den Geschwornen klarzumachen, daß der tote Lenau kein Parteigenosse gewesen sei und die zitierten Verse nicht für meinen Artikel geschrieben habe.

Mein Anwalt, Dr. Weißel, hielt eine vorzügliche Verteidigungsrede, in welcher er den „Schrei der Entrüstung"

noch einmal in ausgiebiger Weise durch die Preßstimmen des In- und Auslandes illustrierte und das Kartenhaus der Anklage mit unerbittlicher Logik zusammenwarf. Der Präsident resümierte, und die Geschwornen zogen sich zur Beratung zurück. Es war Nacht geworden, als sie ihren Wahrspruch verkündeten, der alle fünf Schuldfragen verneinte. Die erste mit acht Stimmen, die zweite mit elf Stimmen, die dritte einstimmig. Die vierte wurde mit elf gegen eine und die fünfte endlich mit sieben gegen fünf Stimmen verneint. Ich mußte freigesprochen werden. Derselbe Mann, der als Präsident des Galgensenats das barbarische Urteil gegen unsere Führer gefällt und den ich darob eines schreienden Unrechts geziehen hatte, war gezwungen, mich schuldlos zu sprechen. *Mein Freispruch war seine Verurteilung.* Ich hatte nach dem Erkenntnis der Geschwornen keine Unwahrheit gesagt, nichts „entstellt" und niemand und nichts „herabwürdigt". Es war alles wahr, was ich gesagt hatte. Man hatte ehrliche Männer, denen keine verbrecherische Handlung nachwiesen war, wegen ihrer politischen Gesinnung zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt. Durch den Wahrspruch der Geschwornen war das Urteil im Hochverratsprozeß — wenn auch nicht formell rechtlich — so doch moralisch umgestoßen worden, der Staatsanwalt mochte sich dagegen verwahren, soviel er wollte! Mir war eine Last von der Seele genommen. Nicht meinetwegen. Ich eilte aufs Telegraphenbureau, um unseren Verbrechern in Garsten und Stein die frohe Botschaft zu verkünden, die als Hoffnungsstrahl in ihre einsamen Zellen drang.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgten die Hussiten
Und zahlten blutig heim, was jene litten;
Nach Hus und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

XII.

Durch den Wahrspruch der Geschwornen vom 9. Dezember war das Urteil im Hochverratsprozeß unhaltbar geworden. Konnte man es jetzt noch durchführen, ohne sich mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch zu setzen? Warum denn nicht? Man konnte damals alles in Oesterreich und ließ sich durch Geschwornengerichte und die öffentliche Meinung wenig anfechten. Die Staatsanwaltschaft, welche nun die Erfahrung gemacht hatte, daß man unser Blatt mit dem objektiven Verfahren nicht umbringen könne und vor dem Schwurgericht nur brennende Blamagen zu erwarten habe, holte zu einem neuen Schlag aus. Mit Neujahr 1871 wurde dem „Volkswillen", den wir bis dahin hauptsächlich im Einzelverkauf verbreitet hatten, die Verkaufslizenz entzogen. Er durfte nicht mehr in den Tabaktrafiken aufliegen oder feilgeboten werden. Auch das war ein Fehlschlag. Das Verbot reizte den Eifer und den Erfindungsgeist unserer Genossen, die nun fast die ganze Auflage des Blattes in Vereinen und Werkstätten unterbringen mußten.

In den ersten Tagen des Februar brachten bürgerliche Blätter die Nachricht, der Oberste Gerichtshof habe die im Hochverratsprozeß gefällten, auf Hochverrat lautenden Urteile wegen eines Formfehlers aufgehoben und dem Oberlandesgericht aufgetragen, ein neues Erkenntnis zu fällen. Der Gerichtshof im Hochverratsprozeß war nämlich nicht aus der gesetzlich vorgeschriebenen Zahl von Votanten zusammengesetzt gewesen. Wie formal und besonders wie heikel die Herren waren! Aßen löffelweise D.... und bekamen plötzlich ein Grausen, weil sie ein Haar darin fanden! Die Nachricht ließ die Partei sehr kühl. Die neuen Verhandlungen wären nicht öffentlich gewesen und das Urteil war mit Sicherheit vorauszusehen. Die sieben Krähen des Oberlandesgerichts hätten ihren fünf Kollegen vom Galgensenat nicht die Augen ausgehackt. Viel wichtiger und hoffnungsvoller erschien uns die Tatsache, daß die seit dem Sturz Giskras ständige Ministerkrisis nun in ein akutes

Stadium trat. Das Ministerium Potocki hatte gründlich abgewirtschaftet und es war zu hoffen, daß ein neues Kabinett die traurige Erbschaft seiner Vorgänger nicht übernehmen, sondern durch eine politische Amnestie tabula rasa machen werde. Unsere Hoffnung gewann festere Gestalt, als es hieß, der bekannte Nationalökonom Professor Schäffle werde ins neue Ministerium treten. Der Mann, welcher in seinen Schriften die moderne Arbeiterbewegung vernünftig, ja sympathisch beurteilte, der in seinem „Kapitalismus und Sozialismus" wiederholt die Forderung des allgemeinen Stimmrechts, um derentwillen unsere Führer im Kerker schmachteten, als eine gerechte erklärt hatte, deren Erfüllung nicht ohne erheblichen Schaden für Staat und Gesellschaft verzögert werden könne, dieser Mann mußte doch auf eine Amnestie unserer Leute dringen, wenn er sie nicht geradezu zur Bedingung seines Eintritts ins Ministerium machte! Ob und wie weit er seinen Einfluß in dieser Richtung geltend gemacht hat, läßt sich kaum feststellen. Jedenfalls war eine politische Amnestie schon mit Rücksicht auf die Hochverräter der Tschechen, mit denen man um jeden Preis Frieden schließen wollte, für das föderalistisch-klerikale Ministerium Hohenwart eine Notwendigkeit. Mit seinem Regierungsantritt am 8. Februar erschien denn auch ein Amnestiedekret, das auch unseren Führern die Kerkertore öffnete. Am nächsten Abend trafen sie auf dem Westbahnhof in Wien ein, von einer tausendköpfigen Menge begrüßt und bejubelt. Was sich an jenem Abend auf dem Bahnhof und auf dem Marsch über die Mariahilferstraße abspielte, war ein natürlicher, spontaner Ausbruch der Freude des Volks, sowie der Dankbarkeit gegen seine Führer. Das eigentliche Fest der Freilassung unserer Märtyrer sollte am 27. Februar in einer politischen Riesenversammlung gefeiert werden, in der die Hochverräter sowohl wie die Gewalttäter sich wieder der Partei zeigen sollten. Wir hatten dazu das größte Lokal Wiens, den Sofienbadsaal gewählt und eine Resolution ausgearbeitet, die in ruhiger Form sehr energisch die alten Forderungen des allgemeinen Wahlrechts, des Vereins- und Versamm-

lungsrechts und der Preßfreiheit erhob und unsere Stellung zum neuen Ministerium von der Bewilligung dieser Forderungen abhängig machte. Dieses Abwarten war ja ganz überflüssig; denn es brauchte gerade keines geriebenen Politikers, um zu sehen, daß wir auch in der neuen Aera, trotz Schäffle und seiner akademischen Begeisterung für das allgemeine Wahlrecht nichts zu hoffen hatten. Noch überflüssiger und gänzlich unbegründet war freilich das Gezeter der liberalen Presse, die Arbeiter hätten sich mit Haut und Haar der Reaktion verschrieben! Die Regierung, die es doch hätte wissen müssen, hatte gar keine Freude an unserer Unternehmung und versuchte, sie im letzten Augenblick nach bewährter Methode zu vereiteln. Die Versammlung war ordnungsgemäß angezeigt, das Anschlagen der Plakate bewilligt und alles bis in die kleinsten Einzelheiten geordnet, als ich, in meiner Eigenschaft als Einberufer, am Tage vor der Versammlung, Sonntag den 26. Februar früh morgens auf das Polizeikommissariat zitiert wurde. Dort machte mir ein furchtbar höflicher Herr, dessen tschechischer Name mir entfallen ist, unter beständiger Beteuerung persönlichen Bedauerns, die Mitteilung, daß die Versammlung verboten sei, weil in der Resolution, die ihr vorgelegt werden sollte, von Sozialdemokraten die Rede war. Also die alte Geschichte! Der längst vergangene Giskra lebte in seinem Werk fort. Außer den Aeußerungen des Bedauerns und der Versicherung, daß er nur als willenloses stumpfsinniges Werkzeug das Verbot ausspreche, woran ich keinen Augenblick zweifelte, war aus dem Menschen nichts herauszubringen. Ich ließ mir also das Verbot schriftlich geben, quittierte ihm das Original und machte mich auf den Weg zu einigen führenden Genossen, um mit ihnen zu beraten, was zu tun sei. In einer halben Stunde hatte ich Oberwinder, Berka, Hecker und meinen Bruder Andreas beisammen, die natürlich darin einig waren, man dürfe sich das Verbot nicht ruhig gefallen lassen. Es wurde vorgeschlagen, sogleich zum Minister Hohenwart zu gehen, um gegen die polizeiliche Verfügung Protest zu erheben. Gar angenehm war mir der Vorschlag nicht. Ich hatte noch nie mit einem Minister

gesprochen und trug auch gar kein Verlangen darnach. Eine Audienz beim Staatsminister! Sah das nicht einem Gesuch um die Bewilligung der Versammlung gleich?

„Gar keine Rede!" drängten Andreas und Oberwinder. „Wir gehen, um zu protestieren". Friedrich Hecker, der Schreiner, warf stolz seine Mähne in den Nacken, drehte sich den blonden Flaum seines Kinns und sagte mit dem ihm eigenen Pathos: „Wir gehen, unser Recht zu fordern." Und der schöne Berka, der ewig heitere Korbflechter mit den leuchtenden Augen, spielte den Trumpf aus: „Gengen ma nur, dös is a Hetz."

Wir gingen also. Unser Aufzug war zwar nichts weniger als audienzmäßig, aber dafür um so volkstümlicher. Unsere abgetragenen Winterröcke schillerten in allen Farben und die verwetterten Schlapphütte, die wir trugen, waren auch nicht die Kopfbedeckung, mit der man im Ministerium ein- und ausging. Nur Oberwinder war — wenn auch nicht comme il faut — etwas besser gekleidet als wir andern und Berka trug statt des Filshutes eine hohe, spitze Pudelmütze. Der Tag war finster und regnerisch und wir kamen naß und kotbespritzt ins Ministerhotel, vor dem eine Reihe von Equipagen und Fiakern hielt. Als wir durch das Portal schritten und an der Loge des Portiers vorbeikamen, schoß dieser alarmiert heraus, um uns aufzuhalten. Aber wir würdigten ihn keines Wortes, nahmen zwei oder drei der breiten marmornen Treppenstufen mit einem Satz und waren im Nu im ersten Stock, wo uns ein Sekretär mit Papieren in der Hand aus einer hohen Flügeltür entgegentrat. Er fragte, nicht wenig erstaunt, was wir da wollten? Ich erklärte ihm kurz, wer wir seien, und nun begriff er die Situation. „Ich will Sie bei Seiner Exzellenz melden", sagte er höflicher — „bitte, um Ihre Karten". Unsere Karten! Berka konnte das Lachen kaum verhalten, als wir uns in der Runde anschauten, und keiner den gewünschten Luxusartikel besaß. Aber daran sollte unser Vorhaben nicht scheitern. Ein Blatt Papier, auf das wir mit Bleistift unsere Namen schrieben, war wirksamer, als die schönsten in Kupfer gestochenen Visitkarten. Der Sekretär trug es ins Kabinett

des Ministers und erschien im Augenblick wieder, öffnete uns die Tür zu einem großen Saal und bat uns, hier zu warten. Der Polizeidirektor sei gerade bei Seiner Exzellenz, darnach würden wir vorkommen. Wir traten in einen hohen, glänzenden Raum, in dem eine bunte Gesellschaft von kirchlichen, staatlichen und militärischen Würdenträgern in Gruppen herumstand — offenbar alles Leute, die dem neuen Staatslenker ihre Aufwartung machen wollten und warteten, bis die Reihe an sie käme. Unser Schritt mochte eine ähnliche, wenn auch nicht so drastische Wirkung auf sie machen, wie das Erscheinen der Sanskulotten in den Tuilerien am 20. Juni 1792 auf die dortige Hofbande. Er erfüllte sie sichtlich mit gelindem Entsetzen. Sie stellten ihre Gespräche ein, zogen sich gegen die Saalwände und in die tiefen Fensternischen zurück und überließen uns den größten Teil des Parketts, das wir auch ohneweiters mit Beschlag nahmen. In der Mitte des Saales stand ein großer, ovaler Tisch und darum herum feine, mit Seide überzogene gepolsterte Stühle, auf die wir uns in stiller Heiterkeit niederließen, während wir unsere nassen Filze auf dem Tisch in einer Pyramide auftürmten. Wie uns die Stützen von Thron und Altar anstarrten! Wir ließen uns aber weder durch ihr Entsetzen, noch durch Glanz und Flitter der Umgebung aus unserer guten Laune bringen, sondern genossen im Gegenteil das Komische der Situation in vollen Zügen und musterten unsererseits die illustre Gesellschaft, in die wir geraten waren. Da waren zwei kirchliche Würdenträger in vollem Ornat, begleitet von einigen Domherren, ein paar Soldaten höchster Grade in glänzenden Uniformen mit Orden behangen, den federgeschmückten Dreispitz unterm Arm und endlich eine Reihe minderer Subjekte in schwarzem Frack und weißer Kravatte, wahrscheinlich Gründer oder Abgeordnete, von denen einige nicht das geringste Bändchen im Knopfloch, nicht das kleinste Kreuzlein auf der sehnenden Mannesbrust trugen. Einer dieser Aermsten ging in einem Winkel des Saales nervös hin und her wie ein hungriger Schakal im Käfig und zog dabei ab und zu ein Zettelchen aus der Westen-

tasche. Wahrscheinlich memorierte er die Ansprache, die er an den Minister halten wollte. — — Wir konnten uns nicht lange unseren erbaulichen Betrachtungen hingeben. Der Polizeidirektor Lemonnier schritt aus dem Kabinett des Ministers durch den Saal, und die Reihe war an uns. Ob man uns den Vortritt vor all den schönen Herrschaften gab, in rechter Würdigung unserer Bedeutung, oder ob man uns nur rasch wieder los sein wollte? Wer weiß! — Die Exzellenz empfing uns höflich und reserviert. Trotz des steifen, schwarzen Anzugs und einiger Kinkerlitzchen auf seiner Brust machte er keinen schlechten Eindruck auf mich. Unbedeutend, dachte ich mir, vielleicht sogar nichtig, aber vornehm. Jeder Zoll ein Graf und ein Minister. Ich stellte mich und die Genossen vor und eröffnete unseren Protest mit der Erklärung, daß wir das Versammlungsverbot für ungesetzlich hielten und von ihm Abhilfe erwarteten. Der Minister antwortete, daß er soeben durch den Polizeidirektor von dem Verbot Kenntnis erhalten habe, aber nicht sehe, wie er hier eingreifen könne. Das wäre ja die reinste Willkür! Wir seien ja nicht in der Türkei, meinte er. Damit entspann sich eine äußerst lebhafte Diskussion, bei der wir uns nicht den geringsten Zwang auferlegten. Der Giskrasche Erlaß wurde ebenso freimütig klassifiziert wie in einer Volksversammlung. Der Minister, welcher nach und nach auftaute, wollte ihn nicht gerade verteidigen, aber er sei nun einmal da und — man könne doch nicht ein System wechseln wie einen Rock! Worauf ihm Oberwinder mit dem sarkastischen Zwischenruf: „Doch, doch", antwortete. Das Ende vom Lied, das heißt unserer viertelstündigen Unterredung war, daß uns die Exzellenz sehr dringend riet, beim Polizeidirektor vorstellig zu werden. Er sei überzeugt, daß er das Verbot zurücknehmen werde. Damit wußten wir genug. Der Minister war trotz seiner Abneigung gegen alle Willkür entschlossen, einzugreifen. Wir verabschiedeten uns und machten uns sogleich auf den Weg in die Polizeidirektion, wo uns Herr Lemonnier bereits erwartete und äußerst kordial empfing. Wie sich der Mann freute, uns persönlich kennen zu lernen, nachdem er so oft schriftlich und — wie

er bereitwillig zugestand — nicht immer in angenehmer Weise verkehrt hatte! Es war wirklich rührend! Er wollte gern das Verbot zurücknehmen, wenn das Wort Sozialdemokratie mit all seinen gefährlichen Ableitungen aus Resolution und Reden der Versammlung verbannt werde. Auf eine Besprechung des Giskraschen Erlasses ging er nicht ein: er war für ihn bindend. Wir versuchten ihm einzureden, daß wir zwar das verpönte Wort aus der Resolution streichen, aber keinen Redner hindern könnten, es zu gebrauchen, aber er lachte uns geradezu ins Gesicht. „Meine Herren," sagte er, „wir wollen nicht Versteckes spielen. Sie wissen, was ich kann und ich weiß, was Sie können! Bei Ihrer Disziplin!" Wir waren geschmeichelt und damit überwältigt. Zudem hatten wir nur zu oft erfahren, wie stark der gemütliche Herr in Vergewaltigungen war und wollten seine Leistungsfähigkeit diesmal lieber nicht auf die Probe stellen. Es lag uns auch weniger an dem Wort, als an der Sache und am Zustandekommen der Versammlung. Und sie war das kleine, formale Opfer wohl wert. Ich habe in meinem langen Leben in geschlossenen Räumen keine Gemeinde mehr gesehen, welche dieser an Größe, Ernst und Begeisterung gleichgekommen wäre! Wir schätzten die Menge, die den Riesensaal, die breiten Galerien und die Nebenräume dicht gedrängt füllte, auf zehntausend Köpfe, während große Menschenmassen, die keinen Einlaß mehr finden konnten, das Gebäude umlagerten. Unsere Verkleinerer in der bürgerlichen Presse sprachen von 7000 bis 8000 Teilnehmern, was unsere eigene Schätzung nur bestätigt. Auch die eiserne Disziplin, welche unter diesen Tausenden herrschte, wurde von den Gegnern staunend und mit heimlichen Grauen anerkannt. Wir hatten, um die Redner zu schonen, beschlossen, es dürfe nicht geraucht werden. Auf eine einfache Mahnung der Ordner steckten diese armen Menschen, die müde und hungrig von weither gekommen waren, ihr einziges Labsal, die Pfeifen, in die Taschen und standen eng zusammengepfercht mehrere Stunden lang, um ihre Führer wieder zu sehen und zu hören. An Essen und Trinken war nicht zu denken; Tische und

Stühle gab es nicht. Nur auf der Galerie der Querseite, die wir zur Tribüne gemacht hatten, standen lange Tische für das Bureau, unsere „Begnadigten", den Regierungsvertreter in Uniform, mehrere Polizeistenographen und eine außergewöhnlich große Zahl von Journalisten. Ich führte den Vorsitz, hatte aber keine schwere Aufgabe. Diese zehntausend Proletarier waren von einem Gedanken beseelt, von einem Gefühl durchdrungen und folgten — eine liebenswürdige, begeisterte Einheit — dem zartesten Wink, der leisesten Anregung. Wie sie mit Aug und Seele an den Lippen der Redner hingen, wie sie Schmerz, Entrüstung, Freude und Begeisterung mit ihnen teilten, wie sie gierig jeden Gedanken aufnahmen, jedes Wort verschlangen! Most sprach als der erste Hochverräter. Ein Volksredner von Gottes Gnaden, markig, schlagfertig, witzig, übertraf er sich an diesem Tage selber. Er hielt Abrechnung mit der Presse; mit jener feilen, niederträchtigen Presse, die die Arbeiterschaft auch während der überstandenen Schreckenszeit beschimpft, verhöhnt und verleumdet hatte, und jede seiner wuchtigen Sentenzen weckte ein zehntausendstimmiges Echo, das sich wie prasselnder Donner an der Decke der Riesenhalle brach und die Berichterstatter auf der Tribüne vor Wut erbleichen machte. Dann kam Oberwinder an die Reihe, der unsere Resolution begründete. Er war vor allem ein geschickter Journalist, was ihm in seinem öffentlichen Auftreten etwas anhing. Seine Reden waren fast immer gesprochene Leitartikel. Auch *seine* Ansprache, ebenso wie die Reden Heckers, Berkas und andere fanden lauten Widerhall. Mein Bruder Andreas, der gegen den Schluß der Versammlung zum Worte kam, löste wieder Stürme von Begeisterung aus, als er zu Beginn seiner Rede über die politische Lage dem Empfinden Ausdruck gab, das die Grundstimmung der gewaltigen Gemeinde bildete: *dem berechtigten, wechselseitigen Gefühl der Dankbarkeit zwischen dem kämpfenden Volk und seinen verfolgten Führern.*

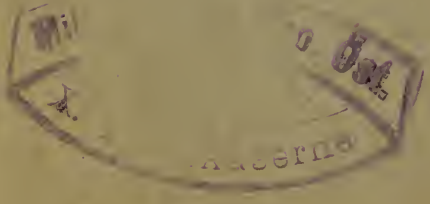
Ein paar mit uns sympathisierende Demokraten kamen auch zum Wort. Einer — der wahrscheinlich gerne

in Frack und Zylinder ins Ministerpalais gegangen wäre — beantragte, das Bureau solle die Beschlüsse der Versammlung dem Staatsminister überbringen. Ich dankte für die Ehre — die Sprache der Versammlung sei auch ohne das vernehmlich genug — und der Vorschlag wurde einstimmig begraben. Mich gelüstete nicht nach einem zweiten Besuch bei Hohenwart. So urwüchsig wie unsere Improvisation vom Tage zuvor wäre er doch nicht geworden! ...

Mit der Leitung jener großen Versammlung schloß meine öffentliche Tätigkeit in Oesterreich. Schon am 18. Februar hatte ich die Redaktion des „Volkswillen" mit Einwilligung der Vertrauensmänner wieder in die Hände meines Bruders Andreas und Oberwinders zurückgelegt. Ich war dort nicht mehr unbedingt nötig. Zudem war meine Gesundheit durch Aufregungen und Anstrengungen angegriffen, und ich entschloß mich zur Rückkehr nach Deutschland. In einer Stuttgarter Werkstätte, in der ich schon früher gearbeitet hatte, war mir ein Platz sicher. An einem Sonntag in der ersten Hälfte des April reiste ich dorthin ab. Nachmittags hatte ich noch eine stille Zusammenkunft mit den Vertrauenmännern der Partei und Gewerkschaften, die mir vor dem Scheiden noch die Hand drücken wollten. Eine größere Zahl von Genossen hatten sich verabredet, am Nachmittag nach Penzing zu gehen, beim Heurigen auf mich anzustoßen und mich dann am Abend im vorbeifahrenden Zug noch einmal zu grüßen. Im Schmerz der Trennung von den Geschwistern und einigen Freunden, die zum Abschied auf den Bahnhof gekommen waren, hatte ich die Abrede ganz vergessen. Als der Zug durch die Station Penzing rasselte, wurde ich durch ein wildes Geschrei aus meinen traurigen Träumereien gerissen. Das waren sie! Ich sprang auf, riß das Fenster auf, sah aber in der Dämmerung nur noch eine dunkle, bewegte Masse neben dem Stationsgebäude. Meine Mitreisenden ergingen sich in Vermutungen über die Ursache des Lärms. Einer meinte, es brenne. Und es brannte auch, es brannte in meinem Innern. Ich habe kein Heimatsgefühl, ja, ich glaube, ich bin der vaterlandsloseste Geselle unter der Sonne. Aber in jenem Augenblick fühlte

ich einen heftigen Schmerz, wie wenn ich mich gewaltsam losgerissen hätte von dem Boden, mit dem ich durch Kampf und Leid verwachsen war, und der Zuruf der Genossen, mit denen ich gekämpft und gelitten hatte, zitterte in mir nach wie ein Wehschrei....

Ein Menschenalter ist seitdem vergangen. Die Arbeiterbewegung ist zum mächtigen Strome geworden, der stolze Schiffe trägt, freilich auch im Laufe gegen die Mündung da und dort zu versanden droht. Die Erinnerung an die Zeit, in der sie als kleines, reißendes Bergwasser sprungweise zu Tale ging und grobes Geröll mit sich führte, ist erquickend und stärkend wie ein Jungbrunnen. Vor meinem Auge wird das opferfreudige, hingebende Volk wieder lebendig, es entstehen die Gestalten ungezählter, namenloser Helden, die bereit waren, alles für unsere Sache zu opfern. Aus der bunten Menge arbeitet sich der kranke Schneider hervor, der mit dem Wagen um die Wette rennt, als gälte es sein Leben, um unsere Auflage zu retten!... Und mein Herz wird weit und froh bei diesen Bildern.



BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22468 1038